

WILLIAM VOLTZ

DIE SÖHNE SOLS

ERICH PABEL VERLAG KG-RASTATT/BADEN

INHALT

Joylquin, der Zauberer

Purpose, der Positronik-Boy (I)

Kaleb, die Antenne

Schlappohr Bennary, der Fallensteller

Purpose, der Positronik-Boy (II)

Joylquin, der Zauberer

Vor zwölf Jahren waren am Strand von Tumer Yomiskristalle abgerechnet worden. Der Regen hatte sie aufgelöst und in den Sand gespült; durch den dabei ausgelösten chemischen Prozeß hatte der feine Sand seine Farbe verändert, so daß er jetzt wie gefrorene Milch aussah. Jedes Jahr im Spätsommer kam Squque mit seiner Frau und den beiden Töchtern an den Strand von Tumer, um einen dreiwöchigen Urlaub zu verbringen.

In diesem Jahr erlebte er eine unangenehme Überraschung.

Entlang des Ufers standen Zelte. Überall befanden sich Feuerstellen.

Squque flog in knapper Höhe über den Strand dahin.

Er hatte den Gleiter für drei Wochen gemietet.

„Zigeuner!“ sagte er verbittert,

„Ich habe immer gehofft, daß sie nicht hierherkommen würden.“

Squque war ein unteretzter Mann mit einem aufgedunsenen Gesicht. Seine Hände waren breit und kurzfingerig. Er war sechsundvierzig Jahre alt.

„Laß uns einen anderen Platz suchen“, schlug seine Frau zaghaft vor.

Er sah sich um und warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Ich bin noch niemals vor irgend etwas ausgerückt!“ erklärte er. „Das ist mein Urlaubsgebiet. Wegen dieses Lumpenpacks werde ich nicht darauf verzichten.“

Pertamay, seine Frau, wagte keinen Widerspruch mehr.

Sie war daran gewöhnt, daß Squque in ihrer Ehe alle Entscheidungen traf.

Die beiden Töchter, zwölf und sieben Jahre alt, saßen auf der hinteren Bank und blickten durch die Seitenfenster nach unten. Sie besaßen beide knochige Körper. Ihre Gesichter wirkten ausdruckslos. Squque behauptete Freunden gegenüber immer voller Stolz, daß sie einmal richtige Kolonistenfrauen würden, aber insgeheim ärgerte er sich darüber, daß sie nicht reizvoller aussahen. Er hatte auch längst die Entscheidung gefällt, wer die Schuld an der mangelnden Schönheit seiner Töchter trug: Pertamay, dieses farblose Wesen mit der grauen Haut und den zu einem häßlichen Knoten im Nacken zusammengebundenen Haaren.

„Wir hätten gegen die Verlegung aller Imperiumsziigeuner nach Roof heftiger protestieren müssen“, nörgelte Squque. „Ich bin sicher, daß Administrator Dormin sich vor Angst in die Hosen gemacht hat, als er die Verfügung von der Großadministration erhielt.“

„Die natürlichen Verhältnisse auf Roof kommen den Zigeunern entgegen“, wagte seine Frau einzuwenden. „Auf der letzten großen Konferenz beschlossen die Zigeuner, einen Antrag auf Übersiedlung nach Roof zu stellen.“

„Roof gehört uns!“ sagte Squque verbissen.

Dabei wußte auch er, daß es auf ganz Roof nur dreieinhalbtausend Zigeuner gab. Ihnen standen vierhunderttausend Kolonisten gegenüber. Auf Roof gab es Platz für alle, so viel Platz, daß Squques Familie in ihrem Urlaub einen ganzen Strand für sich allein beanspruchen konnte.

Es wäre Squque leichtgefallen, einen Platz weiter südlich zu finden, aber er hatte sich darauf eingestellt, auch diesmal am Strand von Tumer zu baden, und er war ein Mann, der sich nur schwer von einem einmal gefaßten Entschluß abbringen ließ.

Über einer Bucht verlangsamte er die Geschwindigkeit und ließ die Maschine tiefer sinken.

„Da stehen nur ein paar Zelte!“ stellte er fest. „Ich werde landen.“

Der Gleiter setzte wenige Augenblicke später auf.

Squque öffnete die Seitentür. Normalerweise sprangen seine Töchter bei dieser Gelegenheit ins Freie, aber diesmal zögerten sie.

Die Anwesenheit der vielen Zigeuner schien sie einzuschüchtern.

Squque warf einen Blick aus dem Fenster. Die Zelte der Zigeuner waren schmutzig, zwischen ihnen und den Feuerstellen bewegten sich Gestalten in zerlumpte Kleidern.

„Seht euch das an!“ rief Squque verächtlich.

„Die Sonne scheint, und es ist warm. Trotzdem ziehen sie sich nicht aus.“

„Sie sind schon sehr braun“, stellte Jattia, die ältere Tochter, fest.

„Sie brauchen sich nicht auszuziehen.“

„Halt deinen vorlauten Mund!“ fuhr Squque sie an.

„Ich sage euch, daß es schmutzige Bastarde sind. Sie werden diesen Strand ruinieren.“

Er stieß Jattia von der Seitentür weg und sprang hinaus. Einen Augenblick stand er

breitbeinig und die Hände in die Seite gestützt da, als wollte er allein durch seine Haltung seinen Besitzanspruch auf diesen Landstrich demonstrieren.

Er blickte hinüber zu den Zelten. Die Zigeuner nahmen keine Notiz von ihm.

Sie gingen ihren Beschäftigungen nach.

Squque sah ein paar nackte Kinder, die zwischen den Zelten Verstecken spielten.

Er wandte sich zum Gleiter um.

„Reich mir die Sachen!“ rief er Pertamay zu.

Sie gab ihm die Pakete mit der Ausrüstung heraus. Immer noch zornig, warf Squque alles in den Sand. Dann schnürte er die Pakete auf. Es war ihm peinlich, die Kunststoffkuppel mit dem Vorzelt aufzustellen; die Zigeuner hätten auf den Gedanken kommen können, daß er und seine Familie zu ihnen gehörten.

Jattia und Pinny zogen ihre Badeanzüge an und gingen schwimmen. Pertamay begann mit dem Auspacken. Jetzt erst entschloß sich Squque dazu, die Kuppel aufzubauen.

Das nächste Zelt war etwa sechzig Meter entfernt. „Hier stinkt es!“ stellte Squque erbittert fest. „Ich möchte wissen, was sie in ihren großen Töpfen zusammenbrauen.“

Pertamay hatte gelernt, ihren Mann mit großer Zurückhaltung zu behandeln.

Vor allem, wenn er sich in einer derartigen Stimmung befand.

Als er die Kuppel aufgestellt hatte, zog Squque sich in sie zurück und kam den ganzen Tag nicht mehr heraus. Er lungerte auf seiner Pneumoliege herum, blätterte in alten Zeitungen, die monatlich einmal von der Erde nach Roof geschickt wurden, und löste Kreuzworträtsel.

Er brach sein Schweigen nur einmal, kurz vor Anbruch der Dunkelheit.

„Sind sie noch da?“ fragte er Pertamay.

„Ja“, sagte seine Frau.

„Zigeuner sind Diebe!“ erklärte er.

„Wir werden aufpassen müssen, daß sie uns nicht ausplündern.“

Er ging hinaus, um den Gleiter abzuschließen. Dann trug er alles, was außerhalb der Kuppel stand, herein. Pertamay vermutete, daß den Zigeunern dieses Benehmen auffallen mußte, aber sie wagte nicht, einen Einwand zu erheben.

Squque stellte seine Liege vor den Kuppelausgang, als müßte er ihn bewachen.

Er schlief sofort ein. Pertamay machte sich und den Mädchen etwas zu essen.

„Werden uns die Zigeuner verschleppen?“ fragte Jattia im Flüsterton.

„Unsinn!“ gab Pertamay ebenso leise zurück. „Ihr solltet nicht soviel über sie nachdenken.“

„Ist es wahr, daß sie Flöhe und Läuse haben?“ wollte Pinny wissen.

„Sei jetzt still!“ ermahnte Pertamay ihre Tochter. „Ich denke, diese Zigeuner sind Menschen wie ihr und ich. Sie haben nur andere Lebensgewohnheiten.“

„Warum leben sie in Zelten?“ fragte Jattia. „Haben sie immer Urlaub?“

„Sie besitzen einen ausgeprägten Wandertrieb“, versuchte Pertamay zu erklären.

„Deshalb wäre es sinnlos, wenn sie sich feste Häuser bauen würden.“

„Ruhe!“ befahl Squque, der wieder erwacht war. „Legt euch jetzt hin und gebt Ruhe. Ich werde schon aufpassen, daß keiner dieser verdammten Bastarde in die Kuppel kommt und mit seinen schmutzigen Fingern irgend etwas anrührt.“

*

Als Squque am nächsten Morgen erwachte, war es ungewöhnlich still. Er hob den Kopf. Seine Familie schlief noch. Er wunderte sich, daß die Zigeuner keinen Lärm machten.

Die Sonne war bereits aufgegangen.

Squque runzelte die Stirn. Er stand auf und trat vor die Kuppel.

Die Zelte der Zigeuner waren verschwunden!

Squque rieb sich die Augen.

Die Zelte blieben verschwunden!

Er trat wieder in die Kuppel.

„Sie sind weg!“ schrie er. „Sie müssen in der vergangenen Nacht aufgebrochen sein, ohne daß wir etwas davon bemerkt haben.“

Pertamay und die beiden Mädchen gingen mit ihm nach draußen.

„Man muß ihnen nur entschlossen gegenübertreten“, sagte Squque zufrieden.

„Sie haben sofort gemerkt, daß ich mich von ihnen nicht einschüchtern lassen würde. Da haben sie es vorgezogen, uns unseren alten Platz zu überlassen.“

„Wo sind sie jetzt?“ fragte Pinny.

„Sie sind wie der Wind“, antwortete Pertamay.

Squque rümpfte die Nase.

„Seht euch den Strand an!“ sagte er angewidert.

„Sie haben alle Abfälle zurückgelassen. Die Feuerstellen wurden nicht eingegraben. Es wird Jahre dauern, bis der Strand wieder so aussieht wie früher.“

Er streckte sich.

„Jetzt habe ich Lust nach einem Bad.“

Solange ihm niemand die Illusion nahm, daß er einen schweren Kampf gewonnen hatte, würde seine gute Laune anhalten.

„Holt eure Badeanzüge“, sagte Pertamay zu den Kindern.

„Ich bereite inzwischen das Frühstück vor.“

Sie ging in die Kuppel. Durch die offene Tür hörte sie die Kinder unten im Wasser toben. Sogar Squque lachte.

Doch dann hörte sie noch etwas anderes.

Irgendwo am Strand schrie ein Baby!

Pertamay verließ die Kuppel.

Sie sah, daß Squque und die Mädchen noch immer im Wasser waren.

Das Babygeschrei kam aus der Richtung des verlassenen Zigeunerlagers. Pertamay zögerte.

Da sie gewohnt war, nichts ohne die Zustimmung ihres Mannes zu tun, ging sie hinab ans Wasser und rief Squque. Er kam prustend und schnaufend aus dem Wasser, Tropfen liefen an seinem muskulösen Körper herab.

„Ist das Frühstück fertig?“ Seine gute Laune war offensichtlich.

„Hörst du nichts?“ fragte Pertamay. „Da schreit ein Baby.“

Er blieb stehen, mit den Füßen immer noch im Wasser. Mit einer schnellen Bewegung wischte er sich die nassen Haare aus der Stirn.

„Da werden sich noch ein paar Zigeuner herumtreiben.“

Er rief die Mädchen, dann ging die Familie gemeinsam zum Frühstück.

Die ganze Zeit über schrie das Baby.

Squque ignorierte das Geschrei. Er aß und trank mit großer Hingabe; als Pertamay etwas sagen wollte, traf sie ein Blick ihres Mannes, der sie sofort wieder verstummen ließ.

„Vielleicht hat es Hunger“, sagte Pinny und starrte überlegen auf ihr Sandwich.

Jattia erhob sich.

„Wohin gehst du?“ fragte Squque drohend.

„Ich will nach dem Baby sehen“, verkündete sie. „Vielleicht hat es wirklich Hunger.“

Squque brummte etwas Unverständliches, aber er erhob keine Einwände.

Das ältere Mädchen verließ die Kuppel. Sie blickte über den Strand.

Der Sand reflektierte das helle Sonnenlicht und blendete sie.

Sie konnte keinen Zigeuner sehen. Langsam ging sie auf den verlassenen Lagerplatz zu.

Neben einem längst erloschenen Feuer stand ein Bastkorb. Er war mit Wolldeckchen ausgefüllt. Ein Baby lag darin. Es hatte schwarze Haare und große dunkle Augen.

Mitleid mit dem schreienden Kind stieg in Jattia auf. Sie hob den Bastkorb hoch und begann ihn in ihren Armen zu wiegen. Das Baby verstummte. Glücklicherweise, daß das Kleine zufrieden war, setzte sich Jattia in den Sand und schaukelte den Korb.

Nach einer Weile kam Pinny über den Strand gerannt und setzte sich neben sie.

„Ich möchte es sehen!“

Jattia senkte den Korb, so daß Pinny das Baby sehen konnte.

„Es hat bestimmt Hunger“, sagte die jüngere Schwester.

Jattia stand auf.

„Wir bringen es zur Kuppel!“

Vor der Kuppel stießen sie mit ihrem Vater zusammen, der nur einen kurzen Blick in den Korb warf.

„Ein Zigeunerbalg!“ stieß er hervor. „Bringt es zurück. Ich will es hier nicht sehen.“

Pertamay kam aus der Kuppel. Sie nahm Jattia den Korb aus den Händen und begann das Baby zu streicheln.

„Ich werde ihm etwas zu essen machen.“

Squque bekam einen roten Kopf.

„Die Mädchen werden es zurückbringen. Ich will dieses Kind hier nicht sehen.“

„Ich befürchte“, sagte Pertamay, „daß sie es absichtlich zurückgelassen haben.“

„Das geht uns nichts an!“ Squque machte einen Schritt auf seine Frau zu und wollte ihr den Korb aus den Händen nehmen. Sie wandte sich von ihm ab.

Squque stieß eine Verwünschung aus.

Gefolgt von ihren beiden Töchtern trat Pertamay in die Kuppel. Unschlüssig blieb Squque stehen. Er spürte genau, daß Pertamay diesmal bereit war, ihm Widerstand zu leisten. Schon immer hatte sie eine große Schwäche für Säuglinge und Kleinkinder gehabt. Sie wünschte sich einen eigenen Sohn, aber Squque, der mit dem Aufbau einer Plantage beschäftigt war, brauchte jede Arbeitskraft und hatte entschieden, daß zwei Kinder mehr als genug waren.

Nach einer Weile hörte er das Baby quietschen.

Wütend ging er in die Kuppel. Das Kind lag nackt auf einer Decke am Boden und strampelte. Ab und zu stieß es vergnügte Laute aus.

Die beiden Mädchen knieten daneben und beobachteten es fasziniert.

Squque kam sich hilflos und überflüssig vor. Das ließ seinen Zorn noch anwachsen.

„Es muß weg!“ fauchte er.

„Es ist ein Junge“, erklärte Pertamay. „Ein schönes, temperamentvolles Kind.“

Squque stürmte aus der Kuppel und rannte zum Meer. Er warf sich kopfüber ins Wasser und schwamm weit hinaus. Sein Zorn war bald veriraucht. Er ließ sich im Wasser treiben. Einige Zeit später sah er Pertamay mit dem Baby auf den Armen aus der Kuppel kommen.

Die beiden Mädchen blieben dicht an ihrer Seite.

Pertamay stellte einen Sonnenschutz auf und legte das Baby in den Schatten. Dann holte sie sich einen Sessel und setzte sich. Jattia und Pinny begannen mit einem Wasserball zu spielen.

Squque watete ans Ufer und stapfte durch den Sand weiter nach oben.

„Was hast du vor?“ erkundigte er sich, als er vor Pertamay stand.

„Ich nehme an, daß sie das Kind vergessen haben“, antwortete sie. „Wahrscheinlich wird bald jemand zurückkommen, um es zu holen. So lange kann es hierbleiben. Wir können es doch nicht hungrig in der Sonne liegen und schreien lassen.“

Squque beugte sich über das Baby. Da sah er, daß es im Sand von kleinen schwarzen Insekten wimmelte. Er sah diese Tierchen zum erstenmal und hatte auch gleich eine Erklärung für ihre Anwesenheit.

„Der Dreck, den die Zigeuner zurückgelassen haben, lockt die Insekten an.“

Seine Frau stand auf. Sie sah, daß ein paar Käfer auf dem Baby herumkrabbelten.

Bevor sie sie entfernen konnte, geschah etwas Ungeheuerliches.

Die Insekten verschwanden.

Sie waren nicht mehr zu sehen. Es war, als hätten sie sich von einer Sekunde zur anderen aufgelöst. Unwillkürlich wich Squque zurück.

„Hast du das gesehen?“ fragte Pertamay betroffen.

Er nickte nur. Dann bückte er sich und tastete mit den Händen nach den auf so unheimliche Weise verschwundenen Tierchen. Er konnte sie nicht finden.

„Vielleicht können sie sich auf irgendeine Weise unsichtbar machen“, sagte er stockend.

„Wahrscheinlich sind sie nur weggehüpft“, überlegte Pertamay.

Sie fanden keine vernünftige Erklärung für das Phänomen. Squque ertappte sich dabei, daß er das Zigeunerbaby voller Scheu beobachtete, obwohl er sich nicht erklären konnte, was es damit zu tun haben könnte.

An diesem Tag kam niemand, um das Baby abzuholen, am nächsten Tag auch nicht.

Schließlich gingen die drei Wochen vorüber, und das Baby war immer noch da.

*

Gegen Ende des Urlaubs wurde Squque immer nervöser und gereizter. Er beschuldigte Pertamay, daß sie das Baby den rechtmäßigen Eltern entwendet habe, und prophezeite ihr Schwierigkeiten. Weder er noch seine Frau hatten das seltsame Verschwinden der kleinen Käfer vergessen, aber das Ereignis wurde nicht mehr erwähnt. Es wiederholte sich auch nicht,

obwohl die Insekten immer wieder in großen Schwärmen auftauchten.

Am letzten Urlaubstag begann Squque mit den Vorbereitungen zum Aufbruch.

„Es wird Zeit, daß du das Kind zurückbringst“, sagte er zu Pertamay.

Sie legte Kleidungsstücke zusammen und packte sie in einen Koffer.

„Wohin sollte ich es bringen?“

„Dahin, wo Jattia es gefunden hat!“

„Es würde verhungern oder in der Tageshitze umkommen. Das können wir nicht zulassen.“

Was Squque längst vermutet hatte, bestätigte sich in diesem Augenblick:

Pertamay war nicht bereit, diesen Findling aufzugeben. Sie wollte das Baby mitnehmen.

Squque zog einen Stuhl zu sich heran und ließ sich rittlings darauf nieder.

„Es ist nicht unser Kind“, sagte er gedehnt.

Seine Frau arbeitete verbissen und ohne aufzublicken. Squque spürte, daß sie unter großer Anspannung stand. Er erkannte, daß sie um dieses Kind kämpfen würde wie um ihr eigenes Leben.

„Wir werden es in der Stadt abgeben, damit man es seinen rechtmäßigen Eltern zurückgeben kann“, suchte er nach einem Kompromiß.

„Darüber können wir später noch reden“, gab sie zurück.

Jattia und Pinny waren glücklich, als sie hörten, daß sie das Baby nicht aufzugeben brauchten.

Squque zündete sich eine Pfeife an und ging zum Ufer hinab. Es war bereits dunkel, aber die hellen Schaumkronen auf den Wellen waren deutlich zu sehen. Eigentlich hatte Squque sich seinen letzten Abend am Strand von Tumer anders vorgestellt. Alles drehte sich nur noch um dieses Kind. Es war auf geheimnisvolle Weise in den Mittelpunkt gerückt.

Aber das hatten Kinder so an sich, dachte Squque.

Er war kein geübter Denker, aber jetzt beschäftigte er sich mit absurden Ideen. Irgendwann einmal, so glaubte er sich zu erinnern, hatte er davon gelesen, daß Zigeuner alle Kinder aussetzten, mit denen sie aus verschiedenen Gründen nicht einverstanden waren. Aber dieses Baby schien völlig in Ordnung zu sein. Es wies keine körperlichen Fehler auf und schien auch geistig völlig normal entwickelt zu sein. Pertamay schätzte, daß es acht Monate alt war.

Squque setzte sich auf eine umgestülpte Riesenmuschel und starrte aufs Meer. Das gleichmäßige Rauschen der Wellen machte ihn schläfrig. Seine Gedanken verwirrten sich, die Pfeife erlosch. In der Kuppel erlosch das Licht. Squque stand auf. Er bohrte mit den Stiefelspitzen im weichen Sand.

Er fühlte sich dieser Situation nicht gewachsen.

Manchmal, wenn ihn das Baby aus seinen großen Augen ansah, fühlte er sich unbehaglich. Er nannte sich einen Narren, daß er sich von einem Kleinkind verwirren ließ, aber die Tatsache, daß es geschah, war nun einmal nicht zu leugnen.

„Verdammte Zigeuner!“ stieß er hervor.

Er hörte ein Geräusch und drehte sich herum.

Ein dunkler Schatten kam auf ihn zu: Pertamay.

„Ich bringe dir eine Flasche Bier“, sagte sie. „Die drei Kinder schlafen.“

Ein gequältes Lächeln erschien auf Squques Gesicht. Seine Frau verstand es sehr geschickt, das Baby immer wieder so in ihre Erklärungen einzufügen, daß man glauben konnte, es würde bereits zur Familie gehören.

Squque setzte die Flasche an die Lippen und trank. Als er absetzte, holte er tief Atem. Zum erstenmal empfand er die Ruhe und die Dunkelheit als bedrückend, plötzlich sehnte er sich nach anderen Menschen und nach der Betriebsamkeit der Stadt.

„Du hast deinen Entschluß noch nicht geändert, Pertamay.“

Es war eine Feststellung, keine Frage.

Sie lehnte sich gegen ihn. Es geschah sehr selten, daß sie zärtlich wurde, Squque zuckte unter der Berührung unwillkürlich zusammen. Wie er so dasaß, die Flasche in den Händen, den Blick auf das dunkle Meer gerichtet, empfand er mit einemmal die große Kluft, die von Anfang an zwischen dieser Frau und ihm bestanden hatte. Eigentlich war er immer sehr einsam gewesen. Ihr erging es sicher nicht viel anders. Dieses Kind, dachte er, würde alles nur noch verschlimmern. Sie würde sich ausschließlich um die Kinder kümmern.

Er war eine Randfigur in dieser Familie, er arbeitete und versorgte Frau und Kinder. Aber irgendwie gehörte er nicht dazu.

„Was haben wir falsch gemacht, Pertamay?"

Seine Nachdenklichkeit überraschte sie; im allgemeinen steckte er voller Aktivität und ließ sich nur wenig Zeit für psychologische Probleme.

Sie beging den Fehler, seine Frage auf das Baby zu beziehen.

„Wir haben alles richtig gemacht."

Er stieß eine Verwünschung aus und schleuderte die leere Flasche ins Meer. Er hörte sie aufklatschen und stellte sich vor, wie sie auf den Wellen geschaukelt wurde, bis sie sich irgendwann einmal mit Wasser gefüllt haben würde.

*

Squques Obstplantage lag südlich von Ortop, der größten Siedlung auf Roof. Sie bestand aus einem Lager und Kühlhaus, einem Wohngebäude und einer Halle, in der die Arbeitsmaschinen untergebracht waren.

Squque besaß drei große Felder, zwei weitere waren im Entstehen begriffen. Er hatte einen Helfer: Flehdon, einen großen, schweigsamen Mann, der geradezu einen sechsten Sinn beim Behandeln empfindlicher Obstsorten entwickelte. Flehdon war mit zwanzig Prozent am Gewinn der Plantage beteiligt. Von seinem Geld hatte er sich ein Segelflugzeug gebaut, das er in einem Schuppen am Rande der Felder untergebracht hatte. Er verschwendete fast seine gesamte Freizeit, um an diesem Flugzeug zu arbeiten, aber bisher war noch nicht klar, ob er es auch einmal fliegen würde.

Squque und Flehdon sprachen oft tagelang kein Wort miteinander, denn jeder wußte genau, was er zu tun hatte.

Eines Morgens, als Squque das Wohnhaus verließ, sah er Flehdon im Hof stehen. Der Helfer trug nicht seine Arbeitskleidung, sondern eine lederartige Kombination.

Squque vermutete sofort, daß das etwas mit dem Flugzeug zu tun haben könnte.

Sein Verdacht bestätigte sich.

Flehdon wirkte verlegen.

„Ich will mir heute freinehmen", sagte er unbeholfen.

„Es ist gutes Flugwetter. Ich wollte Sie bitten, mich mit dem Gleiter hochzuziehen."

„Sie haben keine Ausbildung als Pilot", sagte Squque.

„Sie sind niemals geflogen. Wollen Sie sich umbringen?"

„Wollen Sie mich hochziehen?" fragte Flehdon.

Squque dachte an all die Stunden, die dieser seltsame Mann im Schuppen bei seinem Flugzeug zugebracht hatte.

„Wissen Sie, was wir tun werden, Flehdon? Wir nehmen uns alle einen Tag frei. Es wird uns guttun! Ich nehme meine Familie mit, und wir fahren 'raus."

„Ja, mir ist es recht", sagte Flehdon.

Er sah in seiner Lederkombi ein bißchen unglücklich aus, aber Squque merkte, daß sein Helfer mit großem Ernst an dieses Projekt heranging.

Er ging ins Haus, um Pertamay zu rufen. Im Korridor stieß er auf Joylquin. Das Kind stand mit dem Rücken zur Wand und hatte die Handflächen flach gegen die Tapete gepreßt. Seine Augen waren ins Leere gerichtet, als könnte es irgend etwas sehen, das für Squque unsichtbar blieb.

Joylquin war jetzt dreieinhalb Jahre alt, ziemlich groß für sein Alter und von sehr gegensätzlichem Temperament. Er konnte stundenlang ausgelassen herumtoben und dann wieder ein paar Tage völlig ruhig in dieser seltsamen Haltung an einer Wand stehen.

Squque wurde aus diesem Kind nicht klug, er hatte auch keinerlei Beziehung zu ihm.

Joylquin war schwarz gelockt und besaß ungewöhnlich große Augen.

Seine Lippen waren weich, das Kinn nur schwach entwickelt. Frauen, die aus der Stadt kamen, um Pertamay zu besuchen, waren verrückt nach diesem Kind.

Auch jetzt noch, nach drei Jahren, ertappte Squque sich immer wieder bei dem Gedanken, daß es besser gewesen wäre, wenn sie das Kind damals am Strand von Tumer zurückgelassen hätten.

Pertamay hatte ihren Mann gehört und kam auf den Korridor heraus.

„Wir machen heute frei", sagte Squque.

„Flehdon wird seinen ersten Flug wagen. Wir fahren mit ihm nach draußen."

„Ich werde die Mädchen anziehen“, sagte Pertamay.

Squque deutete auf den Jungen.

„Und was ist mit ihm?“

„Wir nehmen ihn natürlich mit!“

Zwischen Pertamay und Joylquin bestand ein besonderes Verhältnis. Manchmal hatte Squque das Gefühl, daß Adoptivmutter und Sohn sich allein mit Blicken verständigten. Squque argwöhnte sogar, daß es zwischen seiner Frau und diesem Kind bestimmte geheime Abmachungen gab, die sich gegen den Vater richteten. Obwohl ihm sein Verstand sagte, daß das alles Unsinn war, kam er nicht von dieser Vorstellung los. Er glaubte sogar, daß sich das Verhältnis zwischen Pertamay und ihren beiden Töchtern abgekühlt hatte, doch das leugnete Pertamay sehr entschieden. Als er sie einmal deshalb gefragt hatte, war ihm erklärt worden, daß dies eine natürliche Entwicklung sei.

Squque ging wieder auf den Hof hinaus.

Er hatte Flehdon noch niemals so aufgeregt erlebt. Der sonst so zurückhaltende Mann konnte es kaum erwarten, bis sie endlich aufbrachen. Squque fuhr den Gleiter aus der Halle. Die Mädchen kamen aus dem Haus gerannt. Jattia hatte bereits die Figur einer jungen Frau, aber Squque beobachtete mit Mißfallen, daß sie breithüftig und kurzbeinig war.

Pinny dagegen hatte sich im vergangenen Jahr zu ihrem Vorteil entwickelt.

„Warum ziehst du kein Kleid an?“ fragte Squque seine ältere Tochter.

„Hosen und Pullover sind bequemer!“ entgegnete sie.

Sie ging zu Flehdon und klopfte ihm auf den Rücken.

„Ich bin gespannt, ob Sie sich dort oben halten können.“

Flehdon errötete und blickte schüchtern auf den Boden. Pinny hüpfte um ihn herum.

„Flehdon fliegt! Flehdon fliegt!“ rief sie immer wieder.

„Aufhören!“ schrie Squque. „Laßt ihn in Ruhe. Klettert schon in den Gleiter. Mam und euer Bruder werden gleich kommen.“

„Er ist nicht mein Bruder“, stellte Jattia fest.

Squque glaubte eine tiefe Ablehnung aus ihren Worten zu hören.

Sie stiegen alle in die Maschine. Ein paar Minuten später kamen Pertamay und Joylquin aus dem Haus. Joylquin wurde an der Hand geführt. Er schenkte dem Gleiter keine Aufmerksamkeit. Der bevorstehende Ausflug schien ihn in keiner Weise zu interessieren.

Die Art, wie das Kind sich bewegte, wirkte auf Squque herausfordernd. Joylquins Gang hatte nichts Kindliches an sich.

Verdammter Zigeuner! dachte Squque.

Pertamay hob den Jungen zu ihm herein. Jattia nahm ihn auf den Schoß, wo er ruhig sitzen blieb und aus dem Fenster starrte. Auch Pertamay nahm auf der hinteren Bank Platz.

Squque hatte diesen Gleiter erst vor einem halben Jahr gekauft. Da er ein praktisch denkender Mann war, hatte er eine Vielzweckmaschine erworben, die er auch für Arbeiten auf der Plantage benutzen konnte.

Sie fuhren zum Schuppen. Flehdon und Squque zogen das Flugzeug heraus. Tragflächen und Rumpf waren hellblau angestrichen, unter der Kanzel stand in großen gelben Buchstaben: JATTIA.

Flehdon, der Squques Blicken gefolgt war, errötete erneut.

„Ich dachte ... ich dachte, ich könnte Ihnen damit eine Freude machen.“

„Das Flugzeug trägt deinen Namen, Jattia!“ rief Squque in Richtung des Gleiters.

„Dann stürzt es bestimmt ab!“ rief sie respektlos.

Das Segelflugzeug wurde an den Gleiter gehängt.

Als sie losfuhren, dachte Squque über Flehdons Vorhaben nach.

„Ich habe viele Bücher gelesen“, sagte Flehdon, als hätte er die Gedanken des Plantagenbesitzers erraten.

„Alle, die in Ortop zu bekommen waren. Ich meine Bücher über das Fliegen.“

Squque zog seine Pfeife aus der Tasche und schob sie zwischen die Lippen, zündete sie aber nicht an.

Sie fuhren die breite Straße zwischen zwei Feldern entlang, bis sie offenes Land erreichten.

„Die günstigsten Aufwinde dürften am Matrock-Berg sein“, sagte Flehdon, der seine Begeisterung kaum noch zügeln konnte. „Hoffentlich ist das nicht zu weit.“

„Nein“, sagte Squque. „Ich bin froh, daß ich Ihnen endlich einmal einen Gefallen tun kann.“ Die Mädchen machten ständig Witze über Flehdon und kicherten, bis Pertamay sie ermahnte. Joylquin sagte kein Wort.

Er saß jetzt auf Pertamays Schoß und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

Eine seltsame Haltung für ein Kind! dachte Squque.

„Haben Sie keine Angst?“ fragte er Flehdon.

„Doch“, gestand Flehdon.

Sie ließen die Plantage hinter sich. Die Straße war jetzt nicht mehr befestigt. Squque schaltete die Prallfelder des Gleiters ein und ließ ihn dicht über dem Boden dahinfliegen. Der kleine Wagen mit dem Segelflugzeug hüpfte wie ein Ball hinter ihnen her. Flehdon warf jetzt öfter besorgte Blicke nach hinten.

„Es ist gut festgebunden“, sagte er, als wollte er sich Mut zusprechen.

„Es kann nichts passieren.“

Squque fuhr langsamer.

„Es ist kalt!“ sagte Joylquin plötzlich.

Für Squque waren solche unverhofften Feststellungen nicht neu. Joylquin redete immer dann, wenn niemand damit rechnete. Das Kind traf ruhige Feststellungen.

„Ich finde nicht, daß es kalt ist“, sagte Pertamay. Ihre Art, mit dem Jungen zu reden, reizte Squque oft noch mehr als das Verhalten seines Adoptivsohns.

„Trotzdem werde ich dir deine Jacke überziehen.“

„Eine Wolke!“ rief Flehdon und deutete zum Himmel hinauf.

„Hoffentlich bezieht es sich nicht!“

Als sie den Matrock-Berg erreicht hatten, war der Himmel wieder klar. Squque landete den Gleiter auf einer Wiese. Das Flugzeug war trotz der Fahrt über die unebene Straße unbeschadet geblieben. Pertamay ging mit den Kindern an einen nahen Bach, während Flehdon und Squque mit den Startvorbereitungen begannen.

„Ich kann Ihnen nicht helfen“, sagte Squque. „Ich habe keine Ahnung vom Segelfliegen.“

Das Schleppseil wurde am Segelflugzeug befestigt.

Flehdon erklärte Squque, was er zu tun hatte.

„In der Theorie sind Sie ein Meister“, anerkannte Squque. Er ging zum Gleiter und ließ sich auf dem Pilotensitz nieder. Flehdon gab ihm ein Zeichen. Squque startete die Maschine. Mit zunehmender Geschwindigkeit zog er das Flugzeug über die Wiese.

Plötzlich sah er Pinny im Rückspiegel.

Seine jüngste Tochter lief quer über die Wiese.

Squque zuckte zusammen.

Unwillkürlich bremste er.

Als er sich im Sitz umdrehte, konnte er das Segelflugzeug nicht mehr sehen. Er sprang aus der Kanzel und blickte nach oben. Das Flugzeug blieb verschwunden. Pinny stand wie versteinert im Gras.

„Wo ist Flehdon?“ schrie Squque mit sich überschlagender Stimme.

„Wo ist das Flugzeug?“

Am Bachrand standen Pertamay, Jattia und Joylquin.

Auch sie starrten zu dem Gleiter hinüber.

Squque rannte wie gehetzt über die Wiese.

„Hast du etwas gesehen?“ schrie er Pertamay zu.

„Es verschwand!“ brachte sie fassungslos hervor.

„Ich befürchtete schon, daß es Pinny rammen würde, doch vorher verschwand es.“ In

Squques Erinnerung erschien das Bild eines Insektenschwarms, der sich vor seinen Augen aufgelöst hatte.

*

Aus Ortop kam eine Kommission, um die Hintergründe zu untersuchen. Sie bestand aus zwei Kriminalisten und einem Wissenschaftler. Die drei Männer untersuchten die Spuren draußen auf der Wiese und verhörten Squques Familie. Schließlich ließ einer der Männer durchblicken, daß man Squque unter Mordanklage stellen würde. Nachdem sie fast drei Wochen auf der Plantage zugebracht hatten, kehrten die drei Männer nach Ortop zurück.

Zwei Wochen später erhielt Squque ein Schreiben, in dem stand, daß man das Verfahren gegen ihn eingestellt hatte. Squque war damit nicht zufrieden, denn er ahnte, daß weiterhin ein schwerer Verdacht auf ihm lastete.

„Dieser Planet hat irgendein Geheimnis“, sagte er zu seiner Frau.

„Die Wissenschaftler sollten sich darum kümmern, bevor ein Unheil geschieht.“

Squque fuhr nach Ortop und kaufte zwei Strahlenwaffen, um für einen eventuellen Überfall gerüstet zu sein. Er brachte überall auf der Plantage Alarmanlagen und Fallen an. Seine Bemühungen, einen neuen Mitarbeiter zu bekommen, blieben erfolglos. Im ORTOP STAR war ein großer Artikel erschienen, der sich mit dem Zwischenfall auf der Squque-Plantage beschäftigt hatte. Für den Verfasser bestanden keine Zweifel daran, daß Squque den Helfer ermordet hatte. *Es ist erstaunlich*, schrieb der Autor, *daß sich unsere Gerichte mit Ausreden bescheiden, die in den Bereich des Okkulten gehören.*

Squques Familie bekam keinen Besuch mehr aus der Stadt. Er mußte seine Geschäfte über eine Agentur abwickeln und verlor viel Geld.

Er begann zu trinken und vernachlässigte die Arbeit.

Ein Jahr jedoch, nachdem Flehdon mit dem Flugzeug verschwunden war, machte Squque eine entscheidende Entdeckung.

*

Squque hatte sich einen Sessel auf die Veranda gestellt. Er saß im Halbdunkel und trank Bier. Sein Verstand war schon leicht benebelt, die Probleme, mit denen er sich auseinanderzusetzen hatte, wurden in diesem Zustand gegenstandslos.

Squque hörte Pertamay im Haus auf und ab gehen. Sie war noch stiller geworden, aber im Gegensatz zu Squque erfüllte sie ihre Arbeit mit der gleichen Zuverlässigkeit wie früher.

Jattia trat vor das Haus. Sie schlang einen Schal um den Kopf und verschwand über den Hof. Squque wußte, daß sie sich mit einem Jungen von der Nachbarplantage traf, aber er kümmerte sich nicht um dieses Verhältnis.

Im Haus gingen jetzt die Lichter an. Squque stieß sich mit den Füßen ab und brachte den Sessel auf diese Weise wieder in den Schatten.

Plötzlich erschien Joylquin. Er war völlig lautlos aus dem Haus gekommen und stand jetzt ruhig vor der schmalen Holztreppe, die in den Hof hinabführte. Squque hatte seine Abneigung gegen dieses Kind noch immer nicht abgelegt - im Gegenteil:

Er haßte Joylquin geradezu.

Ein paar Minuten später kam Pinny heraus.

Squque saß da und rührte sich nicht.

„Mein Reich wird immer größer“, hörte er Joylquin sagen.

„Hast du dir die Sache noch einmal überlegt?“

„Du spinnst!“ sagte Pinny überzeugt. „Niemand kann zaubern, du am allerwenigsten.“

„Ich habe Flehdon und das Flugzeug in mein Reich gezaubert“, sagte Joylquin.

„Und viele andere Dinge.“

Squque in seinem Sessel glaubte von innen heraus zu erstarren. Ein paar Insekten summten um Squques Kopf oder stießen gegen die hellen Fensterscheiben.

„Das bildest du dir ein!“ hörte er Pinny sagen.

„Bring deine Lieblingspuppe heraus!“ verlangte Joylquin.

„Ich werde sie in mein Reich zaubern.“

Pinny streckte ihm die Zunge heraus und verschwand im Haus.

Obwohl es ein warmer Spätsommerabend war, begann Squque zu frieren. Er fühlte sich mit dem Unerklärlichen konfrontiert. Sein Mund war wie ausgetrocknet.

Es ist nicht wahr! dachte er beschwörend. Es ist nur ein Spiel.

Drüben in den Büschen hörte er Jattia aufreizend kichern. Es war das einzige reale Geräusch in diesem unwirklichen Augenblick.

Pinny kam wieder heraus. Sie trug ihre Lieblingspuppe unter dem Arm.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte Joylquin.

„In meinem Reich soll es lustig zugehen. Ich werde dich verzaubern.“

Squque wollte aufspringen und irgend etwas tun, aber er saß wie betäubt in seinem Sessel und konnte sich nicht rühren. Es war, als würde sich sein Geist außerhalb des Körpers befinden. Er schwebte über einem endlosen Abgrund.

Joylquin sagte ein paar Worte in einer Sprache, die Squque noch nie gehört hatte. Der Plantagenbesitzer glaubte jedoch, daß es die Sprache der Zigeuner war. Wer hatte sie dem Jungen beigebracht?

Pinny verschwand. Es war, als hätte jemand ein Licht ausgeknipst, so schnell geschah es.

Squque stieß einen unartikulierten Laut aus. Er ließ die leere Flasche fallen und schoß aus dem Sessel hoch. Mit sechs langen Schritten hatte er Joylquin erreicht und riß ihn hoch.

„Wo ist sie?“ schrie er. „Wohin hast du sie gebracht?“

Er begann das Kind zu würgen, bis es blau im Gesicht wurde. Angelockt vom Lärm, kam Pertamay aus dem Haus gestürzt. Als sie sah, was Squque tat, begann sie um Hilfe zu schreien und versuchte, das Kind aus den Armen ihres Mannes zu befreien. Jattia und ihr Freund kamen quer über den Hof gerannt. Squque war wie von Sinnen. Er hörte erst auf, als Joylquin sich nicht mehr bewegte. Jattias Freund sprang ihn von hinten an und schmetterte ihm den Stiel einer Schaufel gegen den Kopf.

Um Squque begann sich alles zu drehen. Er sank ächzend zu Boden und verlor das Bewußtsein.

*

Der Gleiter mit dem Emblem der Großadministration landete mitten im Hof. Ein großer schlanker Mann kletterte heraus. Er trug die lindgrüne Kombination eines Raumfahrers.

Squque verließ seinen Beobachtungsplatz am Fenster.

„Ist er das?“ fragte Pertamay ängstlich. „Wer sollte es sonst sein“, gab Squque unwirsch zurück. Er verließ das Haus und ging hinaus in den Hof, um den Besucher zu begrüßen.

Der Mann sah ihm entgegen, irgend etwas an seiner Haltung erinnerte Squque an Joylquin. „Marshall?“ fragte Squque. „General Marshall?“ „John Marshall“, bestätigte der Besucher. „Auf den Titel können wir verzichten. Ich komme als Sonderbeauftragter Perry Rhodans. Vielleicht wissen Sie, daß ich der Anführer des Mutantenkorps bin.“

„Ich habe davon gehört“, sagte Squque scheu.

Der Besucher lächelte kaum merklich.

„Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich bin nicht gekommen, um zu spionieren. Wir setzen unsere Fähigkeiten nur dann ein, wenn es angebracht ist. Niemand will Ihre Gedanken belauschen oder Sie in irgendeiner Form beeinflussen.“

Die persönliche Ausstrahlung dieses Mannes war so stark, daß sie nachhaltig auf Squque einwirkte. Er spürte, daß er dem Besucher vertrauen konnte.

„Ist inzwischen irgend etwas geschehen?“ erkundigte sich Marshall.

„Ich weiß es nicht!“ Squque war tatsächlich hilflos. „Seit in Ortop bekannt wurde, was mit ihm los ist, wird er für alles verantwortlich gemacht. Was auch auf dieser Welt verschwindet, Joylquin soll der Täter gewesen sein. Ich bin sicher, daß sich zahlreiche Kriminelle diese Situation bereits zunutze gemacht haben.“

Marshall sah zum Haus. „Ist er da?“ „Bei meiner Frau.“ „Ich will ihn sehen!“ sagte Marshall. Squque hielt den Mutanten am Arm fest. „Nehmen Sie ihn bitte mit, General!“ flehte er. „Er hat nur Unglück über uns gebracht. Weder meine Frau noch ich haben irgend etwas mit dieser Sache zu tun. Joylquin ist ein Zigeuner. Ich halte ihn für gefährlich.“

„Er ist ein Kind!“

Sie betraten gemeinsam das Wohnhaus. Jattia war inzwischen zu den Eltern ihres Freundes gezogen, denn sie wollte nicht das gleiche Schicksal erleiden wie Pinny und Flehdon.

Pertamay und Joylquin hielten sich im Wohnraum auf. Der Junge war mit einem Puzzle beschäftigt. Als Marshall eintrat, blickte er auf.

„Guten Tag, Joylquin“, sagte Marshall freundlich. Er nickte Pertamay zu. „Deine Mutter hat dir sicher schon erzählt, daß ich mich mit dir unterhalten will.“

Die dunklen Augen des Jungen weiteten sich. Marshall hatte das Gefühl, sich darin spiegeln zu können.

„Du gefällst mir“, sagte Joylquin. „Ich könnte dich in meinem Reich brauchen.“

„Joylquin!“ schrie Squque entsetzt.

„Machen Sie sich bitte keine Sorgen“, sagte Marshall.

„Ich bin mentalstabilisiert. Er kann mir nichts anhaben.“

Er ließ sich neben Joylquin auf dem Boden nieder.

„Willst du mir nicht etwas von diesem Reich erzählen, Joylquin?“

Squque wurde das Gefühl nicht los, daß Pertamay und er von dem nun folgenden Gespräch ausgeklammert waren. Zwischen Marshall und dem Jungen entwickelte sich schnell ein besonderes Verständnis.

„Es ist eine wunderschöne Welt“, sagte Joylquin verträumt. „Sie ist so schön, daß es den Augen weh tut. Aber es gibt Dinge, die ich unbedingt brauche und die sich nicht in meinem Reich befinden. Ich beschaffe sie mir. Mein Reich ist unendlich weit entfernt. Auf normalem Weg kann es niemand erreichen.“

„Das dachte ich mir“, gab Marshall zurück.

„Ich ahnte bereits, daß du eine schöne, weit entfernte Welt ausgesucht hast. Aber du bringst intelligente Wesen gegen ihren Willen dorthin. Das ist nicht richtig.“

Joylquin sah ihn erstaunt an.

„Jeder ist glücklich, der in meinem Reich leben kann.“

„Das ist ein Irrtum“, sagte Marshall. „Es gibt Menschen, die nicht in der Lage sind, die Schönheit deines Reiches zu erkennen. Sie sind jetzt traurig.“

Die Diskussion darüber, ob Joylquin richtig oder falsch gehandelt hatte, wurde für Squque immer unverständlicher.

Schließlich stand der General wieder auf.

„Ich kann Joylquin nicht mit nach Terra nehmen“, sagte er. „Das wäre zu gefährlich. Joylquin würde alle möglichen Dinge verschwinden lassen, von denen er annimmt, daß sie ihm in seinem Reich nützlich sein könnten.“

„Was hat das alles zu bedeuten?“ fragte Squque.

„Es ist schwer zu erklären“, gestand Marshall. „Zweifellos besitzt der Junge parapsychische Fähigkeiten. Er ist ein organischer Fiktivtransmitter, ein besserer Vergleich fällt mir im Augenblick nicht ein. Seine psionische Energie ist auf irgendeinen Punkt im Universum projiziert, vermutlich auf einen Planeten. Dorthin bringt er alles, was ihm gerade einfällt. Joylquin hat sehr kindliche Moralvorstellungen, deshalb kann er für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden. Ich schlage vor, daß Sie das Kind zunächst hierbehalten. Ich werde mit ein paar Freunden wiederkommen und es gründlich untersuchen. Vielleicht gelingt es uns, die Psi-Kräfte Joylquins bis zu einem Alter zu neutralisieren, in dem er verantwortlicher handeln kann.“

Squque rieb sich das Kinn.

„Hier kann Joylquin nicht länger bleiben. Sie wissen nicht, welche Schwierigkeiten der Junge für uns bedeutet. Niemand will noch mit uns reden, die Kolonisten haben Angst vor uns. Ich kann keine Geschäfte mehr abschließen.“

Marshall sah sich um.

„Dies ist ab sofort eine Forschungsstation der Großadministration. Sie erhalten eine monatliche Abfindung von zweitausend Solar.“

Squque wurde nachdenklich.

„Ich sehe, daß wir uns verstehen“, sagte Marshall.

*

Als Marshall wieder auf der Erde angekommen war, traf eine Funkbotschaft von Roof ein. Sie war vom Administrator persönlich gezeichnet. Joylquin hatte seine Eltern, seine Schwester Jattia, deren Freund und die gesamte Plantage verschwinden lassen.

„Ich hatte mit einer Krise gerechnet“, sagte John Marshall zu Perry Rhodan.

„Aber niemand konnte ahnen, daß sie so schnell eintreten würde.“

„Antworten Sie dem Administrator von Roof, daß man Joylquin festnehmen und paralysieren soll, bis die Experten eingetroffen sind“, schlug Rhodan vor.

Der Chef des Mutantenkorps schüttelte den Kopf.

„Das hätte wenig Sinn. Wahrscheinlich wagt niemand aus Ortop, die Stadt zu verlassen. Hoffentlich kommt niemand auf den Gedanken, den Jungen umzubringen.“

„Sie haben ihn gesehen und mit ihm gesprochen“, schränkte Rhodan ein.

„Deshalb müssen Sie entscheiden, was zu tun ist.“

Marshall gab ihm eine Namensliste.

„Ich brauche diese Frauen und Männer auf Roof. Schicken Sie sie mir nach. Ich kehre sofort nach Roof zurück, um zu retten, was noch zu retten ist. Inzwischen schlage ich dem Administrator vor, nichts zu unternehmen.“

Rhodan war einverstanden.

*

Das Land jenseits des Matrock-Berges sah aus, als wäre es von einer gewaltigen Planierraupe plattgewalzt worden. Joylquin war den Berg ein Stück hinaufgeklettert, um sich zu orientieren. Da sah er eine merkwürdige Karawane, die sich aus dem Süden näherte. Sie bestand aus etwa dreihundert Planwagen, die von Pferden gezogen wurden. Ungefähr hundert Männer ritten zu beiden Seiten des Zuges einher. Die Pferde, auf denen sie saßen, waren mit Packen beladen.

Der Anblick der Karawane löste merkwürdige Gefühle in Joylquin aus. Er wäre am liebsten losgerannt, um den an der Spitze des Zuges reitenden Männern entgegenzugehen. Der Anblick der Planwagen wirkte irgendwie vertraut. Joylquin spürte, daß ihm die Tränen in die Augen schossen. Das war genau das, was er die ganze Zeit über verzweifelt gesucht hatte. Danach hatte er sich gesehnt.

Er kletterte den Hang hinab und rannte den Reitern an der Spitze des Zuges entgegen. Einer der Männer wurde auf ihn aufmerksam und trieb sein Pferd an. Er zügelte das Tier so heftig, daß es sich aufbäumte, dann sprang er aus dem Sattel. Der Mann trug zerlumppte Kleider. Seine Haut war faltig und bronzefarben. Man sah, daß er sich überwiegend im Freien aufhielt. Der Mann riß seinen verbeulten Hut vom Kopf. Langes schwarzes Lockenhaar wurde sichtbar. Der Mann lachte wild.

„Du siehst wie einer von uns aus“, sagte er in einer Sprache, die Joylquin zwar kannte, die er aber bisher nur dann angewendet hatte, wenn er irgend etwas verzaubern wollte.

„Hast du hier auf uns gewartet?“

„Ich weiß nicht“, gestand Joylquin. „Ich ging nur ein bißchen spazieren.“

„Weißt du überhaupt, wohin du gehörst?“

„In mein Reich!“

„Und wo liegt das?“

„Es ist sehr, sehr weit von hier.“

Der Mann lachte wieder. Er umschlang Joylquin und trug ihn zum Pferd. Dann setzte er den Jungen in den Sattel. Der Geruch des Leders und des Tieres kam Joylquin bekannt vor. Aber die Erinnerung daran lag so weit in der Vergangenheit, daß Joylquin die Hintergründe nicht mehr verstehen konnte.

„Du kommst mit uns!“ entschied der Mann.

Er schwang sich in den Sattel und ritt auf einen der Planwagen zu.

Auf dem Sitz saß eine Frau. Sie hielt die Zügel in der Hand.

Ihre Blicke trafen die Joylquins.

„Da ist ein Kind, das keine Heimat hat“, sagte der Reiter. „Wir nehmen es mit.“

Joylquin wurde aus dem Sattel gehoben und zu der Frau hinübergereicht.

„Hast du Hunger?“ fragte die Frau, nachdem sie die Tiere, die den Wagen zogen, wieder angetrieben hatte. „Du kannst nach hinten kriechen. Im Wagen findest du alles.“

Joylquin machte sofort von diesem Angebot Gebrauch. Er schlug die Plane zurück und schob sich in das Wageninnere. Es roch nach ausgelassenem Speck und feuchten Kleidern. Eine alte Frau und zwei Mädchen saßen im Wagen.

Joylquin bekam ein Stück Brot und eine Scheibe Schinken. Dazu erhielt er einen Becher mit einer undefinierbaren Flüssigkeit darin. Niemand sprach, aber Joylquin hatte das Gefühl, daß er akzeptiert wurde. Er saß und trank, dann ließ er sich in die Lumpen sinken. Noch niemals zuvor hatte er sich so glücklich gefühlt.

*

Mit Hilfe der Spezialisten, die Marshall nach Roof gefolgt waren, suchte der Chef der Mutanten das gesamte Gebiet um die verschwundene Plantage ab, aber er konnte den Jungen

nicht finden. Er dehnte die Suche nach Ortop aus, aber auch dort hatte er keinen Erfolg.

Zwei Wochen später gab John Marshall auf.

Er ahnte, daß er Joylquin nicht wiedersehen würde.

Die Sache geriet bald in Vergessenheit, aber ein halbes Jahr später mußte sich die Großadministration noch einmal mit dem Planeten Roof beschäftigen.

Eine Funkbotschaft des Administrators besagte, daß die Zigeuner, die für viele Kolonisten ein Ärgernis bedeutet hatten, plötzlich auf geheimnisvolle Weise von Roof verschwunden waren ...

Purpose, der Positronik-Boy (I)

Das Aussiedlerschiff raste wie ein glühender Pfeil durch die Atmosphäre des Planeten Arsuk-EX-9904. Das Kreischen und Heulen komprimierter Luft war an Bord des Kugelschiffs nicht zu hören, aber es gab tausend andere Geräusche, die den drohenden Absturz des Schiffes ankündigten und unter den Aussiedlern eine Panik auslösten.

In der Zentrale der FAMILY wurde noch um das Schiff gekämpft. Zwar hatten die Verantwortlichen unter dem Kommando des erfahrenen Degen Winslow keine Gelegenheit mehr, die Ursache der Konverterexplosion zu ergründen, aber sie bemühten sich verzweifelt, die Flugbahn des Schiffes zu stabilisieren. Bei der augenblicklichen Geschwindigkeit mußte die FAMILY jedoch auf der Planetenoberfläche zerschellen.

Unter den gegenwärtigen Umständen war eine Ausschleusung der Beiboote ebenso sinnlos wie eine Flucht durch die Sicherheitsröhren des Schiffes. Wäre die Explosion im Weltraum erfolgt, hätte zumindest die Hälfte aller Passagiere gerettet werden können. Als sich die Katastrophe ereignete, hatte Degen Winslow das Landemanöver jedoch schon eingeleitet.

Winslow saß im Kommandantensitz und starrte auf die Kontrollen.

Die obersten Verschlüsse seiner Uniformjacke standen offen, mit einer Hand wischte er sich immer wieder den Schweiß von der Stirn.

Rechts neben ihm saß Bernd Neumann, der Erste Offizier. Neumanns Gesicht war in Todesangst verzerrt, seine Hände hatten sich so fest um die Armlehnen des Pneumosessels verkrampft, daß die Knöchel weiß hervortraten.

Auf der linken Seite kauerte Argrow in seinem Sitz. Argrow funkte pausenlos, aber selbst wenn jemand die Signale empfangen sollte, würde jede Hilfe zu spät kommen.

Wenn Winslow an die dreitausend Aussiedler in den mittleren Decks dachte, wurde ihm übel. Winslow war ein sensibler Mann. Er wußte, daß er nicht nur menschliche Körper transportierte, sondern Wünsche und Hoffnungen, die sich auf dieser jungen Welt realisieren sollten. Er transportierte Träume von einem besseren Leben auf einer fremden Welt.

Auf einem der Monitoren konnte Winslow sehen, was jetzt in den mittleren Decks geschah. Die Passagiere drängten sich an den verschlossenen Schotten und versuchten auszubrechen. Männer schlugen aufeinander ein, Frauen wurden herumgestoßen, Kinder irrten verloren in diesem Chaos umher.

Winslow schaltete die Monitoren aus. Er wollte dieses Bild nicht länger sehen.

Die Bildschirme der Außenbeobachtung zeigten eine graue Masse.

Das waren die Wolken und das darunterliegende Land.

„Bremswirkung tritt nicht ein!“ schrie Neumann.

In einer knappen halben Stunde hatte er eigentlich die Glückwünsche der Kolonisten entgegennehmen wollen, überlegte Winslow sarkastisch. Der Kommandant war ein großer, mager wirkender Mann von einhundertzehn Jahren. Bis vor knapp zehn Jahren hatte er einen Schweren Kreuzer der Solaren Flotte befehligt. Das Auffälligste in seinem Gesicht war die schiefstehende Hakennase. Er hatte Lachfältchen um die Augen und trug seine von grauen Strähnen durchsetzten Haare schräg in die Stirn gekämmt.

Winslow hatte nie akzeptiert, daß er allmählich ein Alter erreichte, in dem andere Kommandanten sich nach einer weniger verantwortungsvollen Aufgabe umsahen.

Er sah sein Gesicht, das sich in einem Teil der erloschenen Bildschirme vor ihm spiegelte.

War er der Schuldige für diese Katastrophe?

Waren der Explosion Warnsignale vorausgegangen, die er übersehen oder überhört hatte?

„Wir verlieren schnell an Höhe!“ schrie Neumann.

Winslow riß sich von seinem eigenen Spiegelbild los.

„Welche Triebwerke funktionieren noch?“

„Drei, fünf und sieben, Sir!“ Das war die Stimme von Jargett, dem Bordingenieur.

Winslow preßte die Lippen zusammen.

„Wir beschleunigen!“

„Was?“ schrie Neumann. „Wir müssen bremsen!“

Winslow antwortete nicht. Wenn sie überhaupt eine Chance hatten, dann die, den Höhenverlust durch zunehmende Geschwindigkeit auszugleichen.

Der Kommandant stellte schnell fest, daß er die FAMILY nicht mit ausreichendem Schub beschleunigen konnte. Drei Triebwerke reichten einfach nicht aus, um diese gewaltige träge Masse aus Stahl noch einmal in eine andere Richtung zu bewegen.

„Mein Gott!“ stieß Neumann hervor. „Wir stürzen ab.“

Winslow hatte längst Vollalarm gegeben. Jetzt schaltete er den Interkom noch einmal ein, um zur Besatzung zu sprechen.

„Hier spricht der Kommandant!“ sagte er ruhig. „Wir stürzen ab. Alle Besatzungsmitglieder beziehen die Sicherheitsplätze. Nach dem Aufschlag müssen wir uns zuerst um die Passagiere kümmern.“

Winslow glaubte nicht, daß jemand überleben würde, aber er hielt sich strikt an das Reglement.

Der Kommandant lehnte sich im Sitz zurück und entspannte sich. Er konnte jetzt nichts mehr tun.

„So tun Sie doch etwas, Käpt'n!“ schrie Neumann.

„Da gibt es nichts mehr zu tun, Bernd“, sagte Argrow traurig.

Der Aufprall war seltsamerweise kaum zu hören. Ein Blitz schlug aus den Kontrollen, versengte Winslows Gesicht und verwandelte ihn in eine lebende Fackel, die schon nach wenigen Minuten erlosch.

*

Deborah DeStaglaav erwachte aus der Bewußtlosigkeit. Sie konnte sich nicht genau erinnern, was geschehen war, aber tief in ihrem Innern hatte sich die Szene eingebrannt, wie ihr Mann Derek versucht hatte, einen Platz für sie unmittelbar neben dem Schott zu erkämpfen.

„Sie ist schwanger!“ hatte er immer wieder geschrien. „Seht ihr nicht, daß sie schwanger ist?“

Ein Mann hatte sich zu ihm umgewandt und ihm die Faust ins Gesicht geschmettert.

Derek war zusammengebrochen, die anderen hatten sich nicht darum gekümmert.

Deborah hatte sich bis zu der dem Schott gegenüberliegenden Wand zurückgezogen und war dort zusammengebrochen.

Sie hörte das Knacken erkaltenden Metalls. Irgendwo prasselten Flammen.

Der Geruch nach verbranntem Isolationsmaterial hing in der Luft.

Deborah DeStaglaav wollte sich aufrichten, stellte aber fest, daß irgend etwas Schweres auf ihr lag. Es war fast völlig dunkel, nur im Hintergrund sah sie den Widerschein der Flammen.

Sie spürte, wie das Kind sich in ihrem Bauch bewegte.

Was sollte jetzt aus ihm werden?

Sie rief mit schwacher Stimme um Hilfe, aber niemand antwortete ihr. Waren alle anderen tot, oder hatte man sie hier allein zurückgelassen? Das Schiff war offenbar abgestürzt. Mit der freien Hand tastete Deborah umher. Sie spürte kaltes Metall. Offenbar befand sie sich noch im Mitteldeck.

„Derek!“ rief sie. „Derek, hilf mir!“

Alles blieb still.

Sie schluchzte still vor sich hin.

Warum, so fragte sie sich, war sie nicht mit den anderen umgekommen?

Ihr wurde übel, und sie übergab sich.

Die ganze Zeit über war sie stolz darauf gewesen, daß ihr Kind als erstes auf Arsuk-EX-9904 zur Welt kommen würde.

Der erste echte Arsuker!

Was sollte nur aus ihr und dem Kind werden? Angst und Entsetzen überwältigten sie, und sie begann hemmungslos zu weinen. Nach einiger Zeit schlief sie vor Erschöpfung ein.

Als sie wieder erwachte, war es hell. Durch einen meterbreiten Riß hoch über ihr drang Tageslicht herein. Die Decke der Halle war aufgeplatzt. Schräg über ihr ragte ein Metallgestell in den Raum. Ein Mann war auf einer herausragenden Strebe aufgespießt worden. Seine weit geöffneten Augen starrten ins Leere. Hoch über Deborah hing ein zweiter toter Mann in der offenbar beim Aufprall entstandenen Öffnung. Ihm fehlte ein Fuß, aber trotzdem hatte er sich dort hinaufgeschleppt und zu entkommen versucht. Vielleicht war er auch hinaufgeschleudert worden.

Jetzt war er tot.

Die Frau drehte den Kopf zur Seite. Der Boden verlief schräg nach unten. Überall lagen tote Aussiedler. Die meisten von ihnen waren auf entsetzliche Weise verstümmelt.

Das Grauen drohte die Frau zu überwältigen. Sie hob den Kopf. Ein Kleiderpacken und eine tote Frau lagen auf ihr. Sie drehte den Kopf auf die andere Seite. Auch dort lagen tote Passagiere. Sie streckte einen Arm aus und packte eine Metallstange, die über ihr aus der Wand ragte. Auf diese Weise konnte sie sich langsam unter dem Packen hervorziehen. Als sie stand, mußte sie sich weiter festhalten, denn der Boden fiel steil nach unten ab. Außerdem hatte sie zittrige Beine. Das Schiff oder das, was von ihm übriggeblieben war, schien schräg im Boden des fremden Planeten zu stecken.

Deborah konnte erst jetzt das gesamte Ausmaß der Katastrophe überblicken. Allein in der Nähe des aufgeplatzten Schotts lagen Hunderte von Toten.

„Hallo!“ rief sie. „Hallo! Hört mich niemand?“

Es blieb still. Der Wind verfring sich hoch über ihr in der entstandenen Öffnung und erzeugte ein summendes Geräusch, das sich wie Wehklagen anhörte.

Der Schock überwältigte die Überlebende. Sie ließ sich zu Boden sinken.

Sollten alle anderen tot sein?

Dann wollte sie ebenfalls möglichst schnell sterben.

Der Gedanke an ihr Kind, das in ein paar Tagen geboren werden sollte, verlieh ihr neue Kraft. Bestimmt hatten ein paar Besatzungsmitglieder überlebt. Wahrscheinlich waren sie irgendwo draußen im Freien, um sich nach einer sicheren Unterkunft umzusehen.

Nach einiger Zeit richtete sich Deborah DeStaglaav wieder auf.

Auf der anderen Seite der Halle entdeckte sie ein zweites Leck.

Sie arbeitete sich darauf zu. Dabei konnte sie nicht verhindern, daß sie tote Aussiedler berühren mußte. Viele von ihnen waren auf schreckliche Weise entstellt.

Deborah erreichte das Leck und kroch hinaus. Sie befand sich in einem mit Trümmern der FAMILY übersäten Krater, der beim Aufschlag des Schiffes entstanden war. Die Hülle des Schiffes war geborsten wie eine Eierschale; Maschinenanlagen, Vorräte, Passagiere und Besatzungsmitglieder waren hinausgeschleudert worden. Wie durch ein Wunder war die Halle, in der Deborah sich aufgehalten hatte, fast unversehrt geblieben.

Die Frau entdeckte eine Landestütze, die wie ein drohend erhobener Riesenfinger aus dem Boden ragte. Unmittelbar nach dem Aufprall mußte es zu einer Serie von Explosionen gekommen sein. Deborah sah die Spuren großer Stichflammen.

Einzelne Trümmerteile waren ausgeglüht. Das Chaos war vollkommen.

Zwischen den Überresten des Schiffes lagen Raumfahrer und Aussiedler. Die meisten von ihnen sahen noch schlimmer aus als die Toten in der Haupthalle.

„Hilfe!“ schrie Deborah.

Niemand antwortete ihr. Sie kletterte über ein Stück der ehemaligen Schiffshülle hinweg und erreichte den Rand des Kraters. Von der Planetenoberfläche sah sie nicht viel.

Der Himmel über ihr war dunkelblau, ein paar Wolkenfetzen trieben über dem Krater dahin. Die Luft war warm.

Noch einmal rief Deborah um Hilfe.

Sie suchte sich einen Platz, von dem aus sie fast den gesamten Krater übersehen konnte. Einmal glaubte sie, eine Bewegung wahrzunehmen, aber es waren nur ein paar Stofffetzen, die zwischen den Trümmern hingen und sich träge im Wind bewegten.

Ein schrecklicher Gedanke machte sich in ihr breit.

Sie war die einzige Überlebende der FAMILY!

Wie sollte sie ihr Kind zur Welt bringen?

Unwillkürlich suchten ihre Blicke nach einer Waffe, mit der sie ihrem Leben ein Ende bereiten konnte.

In diesem Augenblick erschien oben am Kraterrand eine Gestalt. Deborah sah sie aus den Augenwinkeln. Mehr erschrocken als erleichtert fuhr sie herum.

Die Gestalt war ein Roboter.

Sie hatte die Allzweckautomaten während des Fluges an Bord der FAMILY ein paarmal gesehen. Derek hatte ihr erklärt, daß die Roboter beim Aufbau der Kolonie helfen sollten.

Der Allzweckroboter besaß einen ovalen Körper, der knapp einen Meter lang war und an der dicksten Stelle vierzig Zentimeter maß. Genau in der Mitte ragten zwei biegsame Greifarme aus dem Stahlkörper. Der Roboter besaß keine Beine, er bewegte sich auf energetischen Prallfeldern. In einer kopfähnlichen Verdickung auf der Rückseite des Körpers war die Positronik untergebracht.

Deborah hob einen Arm und winkte.

„Hallo!“ rief sie. „Komm herunter!“

Sie wußte nicht, ob der Automat sie verstehen konnte. Eigentlich wußte sie überhaupt nichts von Robotern. Sie hatte sich in ihrem Leben nie um technische Dinge gekümmert. Auf der Erde war sie täglich mit den verschiedenartigsten Robotern zusammengetroffen, aber sie hatte sie als selbstverständlich hingenommen und sich niemals Gedanken über sie gemacht.

Lautlos schwebte die Maschine zu ihr herab.

Deborah sah sie mißtrauisch an.

„Kannst du mich verstehen?“ fragte sie.

„Ja“, sagte der Roboter. Seine Stimme klang so menschlich, daß die Frau unwillkürlich zusammenzuckte.

„Gibt es außer mir noch andere Überlebende?“ erkundigte sie sich.

„Ich habe noch keine gefunden“, lautete die Antwort.

Der Krater erschien Deborah plötzlich wie ein riesiges Grab. Sie wollte so schnell wie möglich hier heraus. Die Anwesenheit der vielen Toten drohte sie zu ersticken.

„Kannst du mich aus dem Krater bringen?“ fragte sie den Roboter.

„Ja.“

Doch er bewegte sich nicht. Deborah sah ihn unschlüssig an. Offenbar wartete er auf einen endgültigen Befehl. Sie hatte früher einmal davon gehört, daß Roboter nur ihrer Programmierung folgten und dabei streng logisch vorgingen.

„Bring mich hier heraus!“ rief sie. Ihre Stimme überschlug sich fast.

Sie war am Rande eines Nervenzusammenbruchs.

Der Roboter schwebte auf sie zu und umschlang sie mit beiden Armen. Deborah wunderte sich, daß diese Maschine so behutsam zugreifen konnte.

Der Roboter flog über die Trümmer hinweg und glitt am Kraterrand hinauf.

Sekunden später sah Deborah DeStaglaav zum erstenmal das Land, das eigentlich die Heimat ihrer Familie hatte werden sollen.

Die FAMILY war in einem langgezogenen Tal abgestürzt, das von baumbewachsenen Hügeln umgrenzt wurde. Im Tal selbst wuchsen Gras, Büsche und Blumen. Ganz in der Nähe floß ein breiter Bach vorbei, der sich am Ende des Tales in einen See verbreiterte. Ein paar handgroße, schmetterlingsähnliche Tiere flatterten vorbei.

Der Roboter hatte Deborah am Rande des Kraters abgesetzt. Auch hier oben lagen Überreste des Raumschiffs. An vielen Stellen war das Gras versengt, der Boden wies Furchen wie von der Schneide eines Riesenpflugs auf.

Deborah sank ins Gras und begann zu weinen. Erst jetzt wurde sie sich voll bewußt, welchen Verlust sie erlitten hatte. Wahrscheinlich hätte Derek das Haus oben am Hang erbaut, mit einer breiten Veranda auf der Talseite. Abends hätten sie auf der Veranda gesessen und zum See hinabgeblickt.

Gewaltsam vertrieb sie diese Gedanken aus ihrem Bewußtsein.

Sie wandte sich wieder an den Roboter.

„Du mußt die gesamte Absturzstelle nach Überlebenden absuchen. Vielleicht war jemand bewußtlos und ist inzwischen wieder zu sich gekommen. Halte auch nach Schwerverletzten Ausschau.“

„Ja“, sagte der Roboter.

Er flog davon und verschwand im Krater.

Deborah stellte fest, daß der Boden sehr warm und weich war. Sie legte sich hin und schloß die Augen, aber sie konnte nicht schlafen. In Gedanken sah sie immer wieder die verstümmelten Toten in der großen Halle.

Sie schätzte, daß fast eine Stunde vergangen war, als der Roboter endlich zurückkehrte.

„Niemand lebt“, sagte die Maschine gleichgültig.

Deborah starrte ihn an.

„Töte mich!“ stieß sie hervor. „Töte mich sofort!“

„Nein“, sagte die Maschine. „Ein solcher Befehl verstößt gegen das Erste Gesetz.“

Sie schwankte auf ihn zu und hieb mit bloßen Fäusten auf den in der Sonne schimmernden Körper ein. Der Roboter ließ es widerstandslos geschehen.

Als sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, sagte Deborah: „Du mußt zwischen den Trümmern nach Vorräten suchen. Vor allem brauche ich eine Unterkunft für die kommende Nacht. Versuche, etwas Brauchbares zu finden.“

Sie krümmte sich plötzlich zusammen. Das Kind in ihr bewegte sich heftig. Blut stieg ihr in den Kopf. Sollte es bereits jetzt soweit sein?

Doch es ging vorüber.

Der Roboter war bereits wieder im Krater verschwunden. Nach einer Weile kam er mit Paketen und Kisten zurück.

Er wollte die Ausrüstungsgegenstände neben Deborah abladen, doch sie hinderte ihn daran.

„Ich will nicht in der Nähe des abgestürzten Schiffes bleiben. Trage alles zum Seeufer.“

Der Roboter führte ihre Anordnungen aus. Er brachte Werkzeuge, Kleider, Möbel und Nahrungskonzentrate in großen Mengen zum See. Die Sachen hätten ausgereicht, ein paar hundert Menschen zu versorgen.

Zu Deborahs großer Erleichterung befand sich unter den nicht zerstörten Ausrüstungsgegenständen auch eine Stahlitkuppel, die der Roboter am Rande des Sees aufbaute. Deborah las die technischen Vorschriften und stellte die Klimaanlage ein. Sie aß und trank von den Vorräten und bereitete sich aus Decken ein Lager. Inzwischen war die Sonne untergegangen. Deborah verließ die Kuppel. Der Roboter stand bewegungslos zwischen den Paketen, die er zu einem Berg aufgetürmt hatte.

„Gibt es auf dieser Welt gefährliche Tiere?“ fragte Deborah.

„Das weiß ich nicht!“ sagte die Maschine. „Du mußt vor der Kuppel Wache halten!“ befahl sie. „Es darf niemand zu mir herein, es sei denn, jemand von der Besatzung der FAMILY würde hier auftauchen.“ Sie hoffte immer noch, daß es ein paar Überlebende gab.

„Ja“, sagte der Roboter. Sie sah ihn zögernd an.

„Ich werde bald ein Kind bekommen. Könntest du mir dabei helfen?“ Die Maschine antwortete nicht. Deborah formulierte die Frage anders.

„Bist du als Geburtshelfer programmiert?“

„Nein!“

„Aber du besitzt medizinische Kenntnisse?“

„Ja.“

Plötzlich fühlte sie eine wilde Entschlossenheit, dieses Kind trotz aller widrigen Umstände zur Welt zu bringen. Ewig würden sie und ihr Kind auf dieser Welt nicht allein sein. Irgendwann würde Hilfe kommen.

„Wenn es soweit ist, werde ich dir genau sagen, was du zu tun hast“, sagte sie zu der Maschine. „Es wird nicht einfach sein, aber wir werden es schaffen.“

Zusammen mit dem Roboter traf sie alle Vorbereitungen. Als sie fertig war, schickte sie den Roboter vor die Kuppel und legte sich auf die Decken.

Ihre Vorsorge erwies sich schnell als begründet, denn schon bald nach Einbruch der Nacht setzten die Wehen ein.

In dieser Nacht gebar Deborah DeStaglaav unter großen Schmerzen ein Kind.

Der Roboter schaltete seine Scheinwerfer ein und half ihr.

Als er das Kind behutsam hochhob und ihr entgegenhielt, sah Deborah, daß es ein Junge war.

Deborah fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Sie erwachte erst, als es draußen bereits hell wurde und das Kind zu schreien begann. Zärtlich streichelte sie das Baby, dann machte sie es mit Hilfe des Roboters sauber und gab ihm zu trinken. Bei den geretteten Ausrüstungsgegenständen befanden sich so viele Babysachen, daß man damit ein paar Familien hätte versorgen können.

Deborah stellte fest, daß ihr Junge rote Haare und schwarze Augen hatte.

„Er heißt Purpose“, sagte sie zu dem Roboter. „Gewöhne dich daran, ihn Purpose zu nennen. Das ist der Name, auf den Derek und ich uns geeinigt haben, bevor ...“

Ihre Stimme versagte.

Der Roboter machte ihr etwas zu essen.

„Es kann sein, daß mir etwas zustößt oder daß ich krank werde“, sagte Deborah zu dem Roboter. „Dann mußt du das Baby aufziehen.“

„Ja“, sagte der Roboter.

„Wirst du das schaffen?“

„Ich brauche zusätzliche Programmierungen“, lautete die Antwort.

„Die kann ich dir nicht geben.“ Deborah war enttäuscht. Es sah so aus, als wäre Purpose auf sie angewiesen. „Gibt es keine Möglichkeiten, dir zusätzliches Wissen anzueignen?“

„Das geht nur über die Bordpositronik“, erwiderte der Roboter.

„Ich kann mich ankoppeln und Daten entnehmen.“

„Ich befürchte, daß die Bordpositronik der FAMILY nur noch ein Trümmerhaufen ist“, sagte Deborah. „Trotzdem befehle ich dir, zur Absturzstelle zu fliegen und nachzusehen. Sollte die Positronik noch brauchbar sein, bringst du sie am besten hierher, damit du jederzeit ihren Rat in Anspruch nehmen kannst.“

Deborah runzelte die Stirn.

„Glaubst du, daß das möglich ist? Die Bordpositronik muß doch mit Energie versorgt werden!“

„Sie besitzt eine autarke Energiequelle“, antwortete der Roboter.

„Wie lange hält sie vor?“

„Dreißig Jahre.“

„Fliege los!“ befahl Deborah. „Ich will wissen, ob wir die Bordpositronik der FAMILY noch verwenden können.“

Der Roboter verließ die Kuppel.

Das Kind war wieder eingeschlafen. Deborah betrachtete es. Sie hatte das Gefühl, daß sie es zusammen mit dem Roboter schaffen konnte. Vielleicht hatten sie Glück und konnten die Bordpositronik für ihre Zwecke einsetzen.

Ein stechender Schmerz zuckte durch ihren Unterleib. Sie erstarrte. Was geschah mit ihr? Wurde sie etwa krank?

Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Wenig später stellte sie fest, daß sie heiße Hände und eine heiße Stirn hatte. Sie bekam Fieber. Mühsam verließ sie ihr Lager und überprüfte die geretteten Medikamente. Sie besaß kein medizinisches Wissen. Vielleicht wußte der Roboter einen Rat.

Wieder raste der Schmerz durch ihren Leib, diesmal wesentlich heftiger. Sie krümmte sich zusammen und biß in die Decke, um nicht laut aufschreien zu müssen. Plötzlich spürte sie etwas Feuchtes an ihren Beinen.

Sie schlug die Decke zurück und sah, daß sie heftig blutete.

„Oh, nein!“ flüsterte sie entsetzt.

Sie preßte das Kind an sich und küßte es.

So lag sie noch, als der Roboter zurückkam und den ersten Teil der Bordpositronik in die Kuppel schleppte.

„Die Positronik ist nur leicht beschädigt“, sagte der Automat.

„Ich kann sie für unsere Zwecke benutzen.“

Er erhielt keine Antwort.

Als er an das Bett trat, stellte er fest, daß die Frau nicht mehr lebte.

Das Kind wimmerte leise.

Der Roboter zog es aus ihren Armen. Es war voller Blut. Er säuberte es und gab ihm zu trinken. Dann legte er es auf eine saubere Decke. Es schlief sofort ein.

Der Roboter verließ die Kuppel, um die restlichen Teile der Positronik aus den Trümmern der FAMILY zu bergen.

*

Der Roboter arbeitete sieben Tage, dann hatte er die Bordpositronik in und neben der Stahlitkuppel installiert. Zwischendurch versorgte er das Kind.

Nach sieben Tagen konnte er sich zum erstenmal an die Bordpositronik koppeln.

Zwischen ihm und dem großen Computer erfolgte ein lautloser Austausch von Informationen.

Problemstellung! sendete der Roboter. Baby, männlich, acht Tage alt, dreitausendsiebenhundert Gramm schwer. Kein Vater, keine Mutter. Keine menschlichen Wesen. Folgende Ausrüstungsgegenstände stehen zur Verfügung.

Es folgte eine genaue Aufzählung aller geretteten Gegenstände.

Umgebung? fragte die Positronik.

Tal! lautete die Antwort. Grasbewachsener Boden. Stahlitkuppel. Seeufer.

Die Informationen wurden exakter. Der Roboter lieferte eine genaue Beschreibung der Umgebung. Dann folgte die Analyse der Atmosphäre. Es stellte sich heraus, daß der Positronik alle Daten über Arsuk-EX-9904 bekannt waren. Das Explorerschiff EX-9904, das den Planeten entdeckt hatte, war mit allen Einzelheiten in den Speicherbänken nach Terra zurückgekehrt. Diese Daten hatte man in die Bordpositronik der FAMILY eingegeben.

Der Roboter erfuhr während des Informationsaustausches, daß Arsuk der zweite von insgesamt sieben Planeten war, die eine mittelgroße Sonne vom G-Typ umkreisten. Das System hieß Allfahrt, nach dem Kommandanten der EX-9904. Allfahrt lag auf der Eastside der Galaxis, fast schon im Einflußbereich der Blues. Es war 32 032 Lichtjahre von Terra entfernt.

Befehle? fragte der Roboter.

Er bekam eine Reihe von Anordnungen, an die er sich genau hielt.

In Abständen von jeweils vier Stunden erhielt das Baby eine flüssige Nährsubstanz, die der Roboter aus den Vorräten herstellte. Nach jeder Nahrungsaufnahme wurde das Baby gewaschen und trockengelegt. Bei den Vorräten befanden sich mehrere Flaschen mit Saugvorrichtungen. Auf Befehl der Positronik baute der Roboter eine Sterilisationsanlage, denn das Baby sollte nur einwandfreie Nahrung bekommen.

Zwischen jeder Mahlzeit, die er dem Säugling verabreichte, koppelte sich der Roboter an die Positronik. Bereits am zweiten Tag entstand ein Problem.

Koppelung.

Informationsaustausch. Roboter an Positronik: Das Kind schreit!

Positronik an Roboter: Häufig?

Danach registrierte der Roboter Dauer und Häufigkeit des Geschreis.

Diese Gefühlsausbrüche erfolgten so unregelmäßig, daß der Roboter keinen Sinn darin erkannte. Das Geschrei schien völlig willkürlich zu beginnen und hörte in den meisten Fällen abrupt auf.

Koppelung.

Informationsaustausch.

Der Roboter teilte der Positronik mit, daß das Kind ungefähr drei Stunden am Tag schrie.

Es sind Anzeichen von nicht gutem Befinden! übermittelte die Positronik dem Roboter. Die Positronik wollte diesen Zustand abstellen. Sie befahl dem Roboter, unter den geretteten Ausrüstungsgegenständen nach Büchern und Tonspulen über Kindererziehung zu suchen. Der Roboter brachte alles, was er fand.

Ein Baby, stellte die Positronik fest, braucht vor allem Geborgenheit und Liebe.

Liebe! wiederholte der Roboter. Was ist das?

Emotion! sendete die Positronik. Wir können das Baby damit nicht versorgen.

Dann, nach genauem Studium der vorhandenen Bücher, gab die Positronik dem Roboter den Befehl, das Baby immer dann auf die Arme zu nehmen und herumzutragen, wenn es zu schreien begann.

Der Roboter tat, was ihm aufgetragen wurde. Er gab dem Säugling die Flasche, machte ihn sauber und trug ihn herum, sobald er zu schreien begann.

Bei der nächsten Koppelung besaß die Positronik neue Informationen.
Es trägt zum besseren Befinden des Babys bei, wenn man ihm Lieder vorsingt. Du mußt singen.
Es stellte sich jedoch heraus, daß der Roboter nur sprechen konnte. Seine Tonanlage war nicht für Gesang geschaffen.
Tag um Tag verging. Das Baby wuchs.
Koppelung.
Informationsaustausch.
Positronik an Roboter: Das Baby braucht Abwechslung. Du mußt mit ihm sprechen. Es muß seine Umwelt sehen. Du mußt es auf den Boden legen.
Der Roboter arbeitete pausenlos.
Positronik an Roboter: Das Baby braucht frische Luft. Du mußt jeden Tag drei Stunden mit ihm spazierenfliegen.
Der Roboter verließ mit dem Baby auf den Armen die Stahlkuppel und flog im Tal umher.
Woche um Woche verging.
Das Baby wuchs.
Dann wurde es krank. Der Roboter ging zur Positronik und teilte ihr mit, daß die Körpertemperatur des Säuglings stieg. Die Positronik verlangte weitere Daten. Nachdem sie sie erhalten hatte, stellte sie die Diagnose und befahl dem Roboter, dem Säugling Antibiotika zu verabreichen.
Das Baby wollte nicht mehr essen. Es spie alles heraus, was ihm die Maschine in den Mund schob.
Der Roboter berichtete der Positronik von seinen Schwierigkeiten.
Die Positronik war ratlos.
Du mußt es immer wieder versuchen! befahl sie dem Roboter.
Das Baby wurde immer kränker. Seine Kräfte ließen nach. Das Fieber stieg.
Die Positronik ordnete die Verabreichung fieberstillender Mittel an.
Nach ein paar Tagen begann das Kind wieder zu essen.
Es kam eine Zeit, in der das Kind jedesmal lachte, wenn der Roboter auftauchte.
Es lachte und stieß gurrende Laute aus. Als der Roboter jedoch nicht darauf reagierte, hörte das Baby auf zu lachen.
Du mußt mit ihm sprechen! befahl die Positronik während einer Koppelung. Einfache, mehrsilbige Worte.
Der Roboter begann mit dem Kind zu sprechen.
Der Kleine wurde jetzt sehr oft krank. Der Roboter und die Positronik stellten im Informationsaustausch fest, daß dem Kind irgend etwas Entscheidendes fehlte. Aber so sehr sie sich auch bemühten, das Befinden des Kindes zu verbessern - es gelang ihnen nicht.
Purpose DeStaglaav wuchs jetzt langsamer, aber er starb nicht.
Die Roboter zogen ihn mit großer Sorgfalt auf. Als er ein Jahr alt war, konnte er innerhalb der Kuppel herumlaufen und einfache Worte sprechen.

*

Die Tür der Stahlkuppel stand offen. Der Roboter war zur Absturzstelle geflogen, um zwischen den Trümmern nach Gegenständen zu suchen, die die Positronik benötigte.
Purpose DeStaglaav lag auf dem Boden und bewegte zwei Kugeln in den Händen, die er von dem Roboter erhalten hatte. Eine Kugel glitt aus seinen Fingern und rollte in Richtung der offenen Tür davon. Das Kind kroch auf allen vieren hinter ihr her. Vor dem Ausgang hielt es an und blickte hinaus. Es war später Nachmittag. Einer der großen Falter flog vorbei. Das Kind sah ihn und krabbelte aus der Kuppel.
Die Positronik beobachtete den Vorgang mit ihren Ortungsinstrumenten. Da sie stumm war, konnte sie das Kind nicht zurückrufen. Sie konnte auch nicht in Informationsaustausch mit dem Roboter treten, solange dieser nicht an sie gekoppelt war. Die Möglichkeit eines Funkverkehrs bestand nicht.

Die Positronik „sah“, wie Purpose DeStaglaav die Kuppel verließ.

Sie wußte, daß das Kind zu klein war, um sich vor den überall lauernnden Gefahren zu schützen. Aber sie konnte nichts tun. Sie mußte auf den Roboter warten.

Es war ein Fehler, die Tür der Kuppel geöffnet zu lassen, solange der Roboter nicht anwesend war. Diese Erkenntnis war wichtig, aber sie war nicht rechtzeitig gekommen.

Vor der Kuppel richtete Purpose sich auf. Er stand ein wenig schwankend da, denn bisher war er nur auf dem glatten Boden im Kuppelinnern herumgelaufen. Hier im Freien hatte ihn der Roboter immer getragen.

Purposes Blicke fanden den Falter, der ein paar Meter von ihm entfernt auf einer Blüte schaukelte. Das Kind stieß einen Jauchzer aus und tappte auf die Blüte zu. Bevor es sie erreichte, flog das Insekt davon.

Purpose wollte ihm nachlaufen, geriet ins Stolpern und fiel auf das Gesicht. Er begann zu weinen. Eine Zeitlang saß er im Gras und schluchzte. Dann setzte er die Erkundung der Umgebung fort. Vorsichtiger geworden, kroch er jetzt auf allen vieren durchs Gras. Schließlich erreichte er die Stelle, wo das Land steil zum See hin abfiel.

Das Kind war sich über die Tücken eines Steilhangs nicht im klaren. Es krabbelte weiter und verlor das Gleichgewicht. Dann überschlug es sich und rollte den Hang hinab - genau auf das Wasser zu.

Es gab ein platschendes Geräusch, als Purpose im Wasser aufschlug. Er atmete Wasser ein und begann zu husten. Seine Hände griffen nach einem Busch, der über das Ufer ragte. Er krallte sich fest. Seine Kleider saugten sich voll Wasser. Er schrie erbärmlich.

Nach einer Weile kam der Roboter vom Krater zurück. Er stellte fest, daß der Junge verschwunden war, und stellte den Kontakt zur Positronik her. Die Positronik befahl ihm, das Kind zu suchen. Der Roboter brach auf. Nach zehn Minuten hatte er den Kleinen gefunden. Draußen wurde es gerade dunkel. Das Kind fror und zitterte am ganzen Körper. Der Roboter trug es in die Kuppel zurück und rieb es trocken. Dann gab er ihm zu essen und legte es auf die Decken.

Purpose bekam eine schwere Erkältung, aber er überstand auch sie.

*

Purpose DeStaglaav saß auf einem dicken Baumstamm am Ufer des Sees und ließ die Beine ins Wasser hängen. Für einen Jungen von viereinhalb Jahren war er nicht besonders groß und kräftig. Seine Knochen standen überall hervor.

Der Roboter schwebte hinter ihm, bereit, sofort einzugreifen, wenn es notwendig sein sollte.

„Roboter, warum ist Wasser nicht fest?“ fragte Purpose seinen ständigen Begleiter.

„Das liegt an der spezifischen Beschaffenheit und an der Molekularstruktur“, antwortete die Maschine.

„Kann man auf Wasser laufen?“

„Nein!“

„Warum ist es dann da, Roboter?“

„Es gehört zu dieser Welt. Auf allen Sauerstoffplaneten gibt es Wasser.“

Der Junge deutete auf das Wasser.

„Was sind das für Tiere?“

„Sie heißen Fische.“

Purpose schien nachzudenken.

„Sie laufen im Wasser.“

„Sie schwimmen“, verbesserte der Roboter.

„Sie besitzen Kiemen, mit denen sie im Wasser atmen können.“

Das Kind erhob sich von seinem Platz und kletterte den Hang hinauf. Der Roboter blieb dicht hinter ihm. Sie kamen jeden Tag hierher. Die Positronik hatte dem Roboter befohlen, mit dem Jungen zu spielen, und diesen Befehl auch detailliert. Für die Maschine ergaben sich jedoch große Schwierigkeiten, denn der Junge ging auf keines der sogenannten „Spiele“ ein.

Es schien ihm größeren Spaß zu machen, allein durch das Land zu streifen.

Schon ein paarmal hatte er versucht, aus der Kuppel zu entkommen.

Ein weiteres Problem war das der Verständigung. Im Auftrag der Positronik lehrte der

Roboter den jungen DeStaglaav sprechen, lesen und schreiben. Das erwies sich als sehr kompliziert, denn die Denkvorgänge des Kindes waren den streng logischen Überlegungen der Roboter nur schwer anzupassen. Doch die Positronik registrierte allmählich Fortschritte. Purpose lernte logisch zu denken, und seine Äußerungen ließen vermuten, daß er seine unsinnige Ausdrucksweise immer mehr aufgab. Mit der körperlichen Entwicklung ging es auch nicht so voran, wie die Positronik angenommen hatte. Das Kind aß nicht die Mengen, die eigentlich notwendig gewesen wären. Es war immer ein bißchen kränklich und brachte viele Wochen im Bett zu.

Als sie oben auf der Wiese angekommen waren, begann der Junge Blüten auszureißen.

„Warum machst du das?“ fragte der Roboter.

„Es ist sehr schön für mein Befinden“, erwiderte der Junge.

Der Roboter speicherte diese höchst unsinnige Information, um sie bei nächster Gelegenheit an die Positronik weiterzugeben.

„Wir müssen spielen!“ sagte der Roboter.

„Nein“, sagte der Junge.

Er hüpfte über die Wiese und versuchte Insekten zu fangen.

Der Roboter schwebte hinter ihm her.

„Laß mich in Ruhe!“ schrie der Junge. „Verschwinde!“

„Ich bleibe bei dir“, erklärte der Automat. „Das ist mein Befehl.“

„Was ist das?“ erkundigte sich das Kind. „Was ist ein Befehl?“

„Eine Anordnung. Ich muß tun, was man mir aufgetragen hat.“

„Kann ich dir Befehle geben?“

„Wenn sie anderen Anordnungen nicht widersprechen und deine Sicherheit nicht beeinträchtigen.“

Auf diese Weise lernte Purpose DeStaglaav, daß der Roboter ein wunderbares Spielzeug war. Purpose wurde nicht müde, sich immer wieder neue Dinge auszudenken, die die Maschine für ihn tun sollte.

Ein paar Tage später befahl er dem Roboter, ins Wasser des Sees zu gehen und ein paar Fische herauszuholen.

Der Roboter weigerte sich, der Anordnung nachzukommen.

„Warum willst du es nicht tun?“ fragte Purpose.

„Es könnte meiner eigenen Sicherheit schaden“, erklärte der Automat. „Das Zweite Gesetz besagt, daß ich um meinen Fortbestand bemüht sein muß, wenn ich dadurch nicht mit dem Ersten Gesetz in Konflikt komme. Bestände die Gefahr, daß du im See ertrinken könntest, würde das Erste Gesetz in Kraft treten und das Zweite auslöschen.“

Purpose begann sich für diese Dinge zu interessieren. Bald stellte er fest, daß er wesentlich ausführlichere Informationen erhielt, wenn der Roboter an die große Maschine angeschlossen war. Auf diese Weise wurde der Kontakt zwischen Purpose DeStaglaav und der Positronik hergestellt.

Purpose brachte jetzt oft Stunden im Gespräch mit der Positronik zu, wobei der Roboter als „Dolmetscher“ fungierte.

Als er fünf Jahre alt war, besaß Purpose DeStaglaav ein logisch arbeitendes Gehirn. Er beschäftigte sich mit mathematischen Formeln und lernte in kürzester Zeit mehr als je ein Kind vor ihm in diesem Alter.

Bei einer Koppelung mit dem Roboter stellte die Positronik fest, daß sich durch diese Entwicklung das Wohlbefinden des Zöglings nicht besserte. Das Problem blieb ungelöst. Die Positronik mußte akzeptieren, daß es offenbar keine optimale Lösung gab.

Eines Morgens (der Roboter war zum Krater geflogen) hörte Purpose den Knall einer Explosion.

Er rannte aus der Kuppel.

Über dem Krater auf der anderen Seite des Tals hatte sich ein kleiner Rauchpilz gebildet.

Der Roboter kam nicht mehr zurück.

*

Die Positronik und der Junge hatten nun ein gemeinsames Problem. Nachdem der Roboter

nicht mehr existierte, mußten sie nach einer neuen Verständigungsmöglichkeit suchen. Der Programmierungs- und Eingabeteil der Positronik war beim Absturz so sehr zerstört worden, daß nur noch durch eine direkte Koppelung ein Informationsaustausch stattfinden konnte. Zu dieser Koppelung waren allerdings nur andere Positroniken in der Lage.

Nachdem er drei Tage nachgedacht hatte, ohne eine Lösung zu finden, beschloß Purpose DeStaglaav, das Tal zu durchqueren und zur Absturzstelle zu gehen. Der Roboter hatte ihn niemals mit dorthin genommen, obwohl er immer wieder hingeflogen war, um in den Trümmern brauchbare Dinge zu suchen.

Für den Jungen war der Krater ein geheimnisvoller Ort. Er hatte die Erklärungen der Positronik nie richtig verstanden. Im stillen hatte er immer gehofft, daß der Roboter ihn eines Tages zur Absturzstelle mitnehmen würde, aber er hatte diesen Wunsch niemals geäußert.

Purpose hoffte, daß er im Krater Überreste des Roboters finden würde, mit deren Hilfe er wieder eine Verbindung zur Positronik herstellen konnte.

Bei Sonnenaufgang brach er auf. Es war Herbst, die Tage wurden kürzer, und es regnete oft. Der Boden im Tal war aufgeweicht, das Gras sah jetzt fast gelb aus. Purpose schlang eine Decke um die Schultern und marschierte los. Er ging geradewegs auf den Krater zu.

Die Furcht vor dem Unbekannten wurde immer stärker in ihm.

Er kam in ein morastiges Gebiet, wo er bis zu den Knöcheln im Schlamm versank. Am liebsten hätte er das als Vorwand für eine Rückkehr zur Kuppel benutzt, aber ein innerer Drang trieb ihn weiter auf die Absturzstelle zu. Es war, als gehe von diesem Platz eine geheimnisvolle Verlockung aus.

Als Purpose sich umdrehte, war die Kuppel nur noch eine kleine Erhebung auf der anderen Seite des Tales.

Es begann zu regnen. Purpose zog die Decke über den Kopf. In der Nähe des Kraters wäre er fast in eine grasbewachsene Furche gestolpert.

Er entdeckte ein paar Metallbrocken, die willkürlich im Gelände verstreut waren.

Dann erreichte er den Kraterrand.

Am Boden des Kraters hatte sich ein kleiner See gebildet, aus dem noch Trümmer des Raumschiffs ragten. Rund um den See lagen Wrackteile.

Purpose entdeckte den ausgeglühten und aufgeplatzten Körper des Roboters. Als er sich an den Abstieg in den Trichter machte, entdeckte er unzählige gebleichte Knochen. Er hatte im Tal schon Knochen von toten Tieren gefunden, deshalb wußte er sofort, was er entdeckt hatte. Die Knochen, die er jetzt sah, waren jedoch größer als alle anderen, die er bisher gesehen hatte. In diesem riesigen Loch schienen Hunderte von großen Tieren gestorben zu sein.

Der Ort wurde Purpose immer unheimlicher. Die Decke, die er sich umgehängt hatte, war bereits völlig durchnäßt. Das Kind begann zu frieren. Der Regen trommelte auf Metallplatten und lief in dünnen Rinnsalen die Kraterhänge hinab. Wenn es so weiterregnete, würde der See bald anschwellen und alle Trümmer bedecken. Für Purpose war das eine tröstliche Vorstellung.

Er fühlte, daß dieser Platz eine besondere Bedeutung für ihn besaß. Sobald er sich wieder mit der Positronik in Verbindung setzen konnte, wollte er ihr ein paar Fragen stellen, die die Dinge im Krater betrafen.

Der Junge erreichte den Roboter. Er stellte schnell fest, daß die Maschine völlig zerstört war. Es hatte wenig Sinn, einzelne Teile auszubauen. Purpose suchte zwischen den Trümmern und fand bald die Überreste anderer Roboter. Das bestärkte ihn in seinen Bemühungen. Viele Gegenstände waren mit Moos und Pflanzen überwuchert. Purpose watete sogar ein paar Schritte in den See hinein. Schließlich fand er einen relativ gut erhaltenen Roboter. Nun stellte sich heraus, daß das Koppelungsteil fest mit dem übrigen Körper verbunden war. Purpose war weder stark genug, es zu lösen, noch besaß er entsprechende Werkzeuge.

Niedergeschlagen und enttäuscht verließ er den Krater und kehrte zur Kuppel zurück.

Nachdem er den Roboter verloren hatte, war nun auch die Verbindung zur Positronik abgerissen.

*

Zwei Tage verließ er die Kuppel nicht. Draußen tobte ein Herbststurm, Regen trommelte auf die Kuppel, und die ersten Schneeflocken sanken auf das Land hinab. Purpose hatte längst

gelernt, die Einrichtung der Kuppel zu bedienen. Er konnte die Klimaanlage regulieren, alle Energiequellen ein- und ausschalten und sich sein Essen aus den Konzentraten zubereiten. Kleider besaß er ebenfalls genug, denn der Roboter hatte nach der Katastrophe alles herbeigeschleppt, was noch verwendbar gewesen war.

Drei Tage nach seinem ersten Besuch an der Absturzstelle begab Purpose DeStaglaav sich abermals in den Krater, um in den Trümmern nach wertvollen Dingen zu suchen. Aber es war nicht allein der Wunsch, bestimmte Dinge zu finden, sondern auch das unerklärliche Gefühl einer Verbundenheit mit all diesen Wrackteilen.

Von nun an ging er jeden Tag in den Krater. Er lernte viel und begann die Zusammenhänge zu verstehen. Er fand Werkzeug und Waffen. Bevor der Winter endgültig hereinbrach und hoher Schnee dem Jungen den Weg zum Wrack der FAMILY versperrte, gelang es ihm, das Koppelungsteil eines Roboters mit einem Desintegrator abzutrennen und in die Kuppel zu bringen.

Obwohl er für sein Alter sehr geschickt war, bereitete ihm der Umgang mit diesen Gegenständen große Schwierigkeiten. Doch er arbeitete unverdrossen weiter. Während des Winters verließ er die Kuppel nur selten, denn er fürchtete, daß seine empfindlichen Lungen von der kalten Luft angegriffen werden könnten.

Als er bereits glaubte, die Verbindung zur Positronik hergestellt zu haben, erlitt er einen schweren Rückschlag. Während der Arbeit an der Positronik kam es zu einem Kurzschluß und zu einem Überschlagblitz. Der Koppelungsteil und ein Teil der Positronik wurden beschädigt.

Purpose begann sofort mit der Reparatur. Doch das Pech blieb ihm treu.

Nach anfänglicher Übelkeit bekam er Fieber und mußte sich häufig übergeben. Da er sich nie um die Wirkungsweise der Medikamente gekümmert hatte, schluckte er jene, die ihm der Roboter bei ähnlichen Krankheiten verabreicht hatte. Doch sie halfen nicht. Purpose konnte nichts mehr essen. Einsam und elend lag er auf seinen Decken und wälzte sich im Fieber ruelos hin und her. Er war so schwach, daß er kaum noch aufstehen konnte. Die Tage vergingen, ohne daß sich sein Zustand besserte.

Nach sieben Tagen stieg das Fieber so hoch, daß Purpose zu phantasieren begann. Er kroch von den Decken und schleppte sich vor die Kuppel. Ohne sich seiner Handlungsweise bewußt zu werden, rieb er seinen mageren Körper mit Schnee ab, bis die Haut krebsrot wurde. Danach kehrte er auf sein Lager zurück. Ein unerklärlicher Instinkt veranlaßte ihn, diese Prozedur dreimal täglich zu wiederholen. Seltsamerweise bekam er keine Lungenentzündung, sondern sein Zustand besserte sich allmählich.

Der Brechdurchfall ließ nach, Purpose konnte kleine Mengen Nahrung zu sich nehmen, ohne sich danach gleich übergeben zu müssen. Als er sich wieder auf den Beinen halten konnte, arbeitete er sofort an der Positronik weiter.

Seine unvergleichliche Geduld wurde schließlich belohnt. Im nächsten Sommer gelang es Purpose, die Verbindung zur Positronik herzustellen, und ein Teil seiner Einsamkeit war vorüber.

Ungefähr zur gleichen Zeit stieß ein Beamter der Kolonisationsbehörde auf die Akte der FAMILY, die längst in Vergessenheit geraten war.

*

„Ich verstehe nicht, warum man dieses Schiff aufgegeben hat“, sagte Grinnel Burke und warf die Akte der FAMILY vor seinem Vorgesetzten auf den Schreibtisch. „Aus all diesen Unterlagen geht hervor, daß das Schicksal der FAMILY ungeklärt blieb.“

Kross Robardon hob den Kopf. Er sah den untersetzten Mann mit dem weichen, fast feminin wirkenden Gesicht prüfend an.

„Wann werden Sie endlich aufhören, im Archiv herumzuschnüffeln, Grinnel? Sechsmal haben Sie mich bereits gezwungen, abgeschlossene Fälle wieder aufzurollen - jedesmal bedeutete es einen Fehlschlag für die Behörde.“

Burke lächelte nachsichtig. Wenn Robardon von einem Fehlschlag der Behörde sprach, meinte er einen Fehlschlag für Kross Robardon. Der Vorsitzende der Kolonisationsbehörde wollte eine einflußreiche Position in der Administration - aber die würde er nur bekommen, wenn er Erfolge nachwies.

Burke nahm die Akte wieder in die Hände.

„Ich bin der Ansicht, daß dieser Fall viel zu schnell abgeschlossen wurde. Nachdem die FAMILY als vermißt galt, flog ein in der Eastside operierendes Kurierschiff Arsuk an und nahm ein paar Ortungen vor. Die FAMILY wurde nicht entdeckt, auch nicht die Aussiedler. Daraufhin wurde das Schiff für verschollen erklärt.“

„Na und?“ fragte Robardon. „Das ist schließlich der normale Vorgang. Inzwischen sind fast sieben Jahre vergangen. Glauben Sie, daß die FAMILY plötzlich wiederauftauchen würde, nur weil wir uns dafür noch einmal interessieren?“

„Ich bin der Ansicht, daß die Besatzung dieses Kurierschiffs nicht gründlich gearbeitet hat.“ Er unterbrach sich und deutete auf ein dreidimensionales Farbbild Perry Rhodans an der Wand hinter Robardons Schreibtisch. „Sagen Sie, Kross - müssen Sie dieses Bild hier aufhängen? Es macht mich nervös! Außerdem wird es Ihnen bei Ihrem geplanten Sprung in die Administration auch nicht helfen.“

Robardon lief rot an.

„Sie strapazieren meine Geduld.“

„Was Ihnen helfen könnte, wäre die Entdeckung eines Schiffes wie der FAMILY.“

„Ein Schiff, das längst explodiert oder in eine Sonne gestürzt ist“, konterte der Vorsitzende. „Tun Sie mir den Gefallen, Grinnel: Nehmen Sie die Akte und verschwinden Sie.“

„Nein“, sagte Burke hartnäckig.

Ihre Blicke trafen sich. Robardon seufzte. Er wußte, daß er verpflichtet war, dieser Sache nachzugehen, wenn einer seiner Mitarbeiter es für angebracht hielt.

Robardon versah die Akte mit einer persönlichen Notiz und gab sie an die Raumfahrtbehörde weiter. Drei Wochen lang hörte er nichts mehr von dieser Sache. Er hatte die FAMILY längst wieder vergessen, als er eine von Staatsmarschall Reginald Bull unterzeichnete Nachricht erhielt, die besagte, daß die USO mit der Untersuchung des Falles beauftragt worden war.

Er rief Grinnel Burke zu sich und übergab ihm schweigend die Nachricht.

Burke las und lächelte zufrieden.

„Ausgezeichnet! Wir haben mehr erreicht, als ich zu hoffen gewagt hatte.“

Robardon starrte ihn an.

„Die USO!“ sagte er unglücklich. „Sie wissen ja nicht, was das bedeutet. Wenn Sie wieder eine Niete gezogen haben, wird die gesamte Administration über uns lachen.“

„Über Sie!“ verbesserte Burke. „Ich glaube nicht, daß irgend jemand in der Administration Grinnel Burke kennt.“

*

Die Erfahrungen, die er während seiner Besuche an der Absturzstelle gesammelt hatte, halfen Purpose DeStaglaav, die Informationen der Positronik besser zu verstehen. Der Informationsaustausch dauerte oft Stunden und war so interessant, daß Purpose oft Essen und Schlafen vergaß.

Er verließ die Kuppel immer seltener. Er hockte auf dem Boden vor der Positronik und hatte das Koppelungsteil zwischen den Beinen liegen. Innerhalb weniger Wochen wurde er zu einer Art Bestandteil der Positronik. Immer stärker begeisterte er sich für die komplizierte Beschaffenheit der Anlage. Er konnte sie genau verstehen. Die erbarmungslose Logik des Computers begeisterte ihn. Gab es überhaupt etwas Schöneres als diese Positronik?

Das Kind begann zu bedauern, daß es mit seinem logischen Denkvermögen nicht an die Perfektion dieser Maschine heranreichte. Es stellte immer wieder Vergleiche an. Sein größter Fehler waren emotionelle Schwankungen. Die Positronik kannte weder Furcht, Freude noch Bedauern. Gefühle waren ihr fremd. Purpose wußte, daß nur emotionsloses Denken völlige Logik erlaubte.

Er eiferte der Positronik nach.

Sie wies ihn auf die Fehler hin, die er immer wieder beging.

Die Nahrungsaufnahme fiel dem Jungen immer schwerer. Er sah darin etwas Erniedrigendes. Sein Körper beschmutzte seinen Verstand. Sein Körper machte seinen Verstand zum Sklaven.

Purpose überlegte, wie er seinen Verstand vom Körper unabhängig machen konnte. Er spürte nicht, daß sein Geist sich immer weiter von der Realität entfernte.

Im Alter von sieben Jahren war Purpose DeStaglaav im Begriff, den Verstand zu verlieren.

*

„Massetaster spricht an!“ rief Gebal Kiorpelidis nach der vierten Umkreisung des Planeten.
„Schwache Reaktion.“

Der Ertruser im Pilotensitz der Space-Jet drehte sich zu ihm um. Sein verknittert aussehendes Gesicht drückte Skepsis aus. Yankto Plyson ließ sich niemals vom ersten Eindruck beeinflussen. Er war gewohnt, alle Informationen gründlich abzuwägen, bevor er einen Entschluß traf. Das hatte ihm den Ruf eingebracht, ein zwar langsamer, aber sehr gründlicher USO-Spezialist zu sein.

„Kannst du die Stelle anpeilen?“ fragte er Kiorpelidis.

Der vornehm gekleidete Neu-Arkonide nickte. Kiorpelidis trug selten die übliche Kombination oder eine Uniform. Hier draußen beim Einsatz im Weltraum verübelte ihm das niemand. Kiorpelidis war einer von insgesamt zwölf Arkoniden, die für die USO arbeiteten. Er hatte große Besitztümer auf Korgut und Allbalbach, besaß eine eigene Raumjacht und galt als einer der besten Kenner von Edelsteinen. Kiorpelidis war schlank und feingliedrig, ohne ausgesprochen asketisch zu wirken, wie es oft bei anderen Arkoniden der Fall war. Sein Gesicht mit der flachen Stirn, dem breiten Mund der der flachen Nase sah ein bißchen zusammengeschoben aus.

Plyson hatte schon oft mit Kiorpelidis zusammengearbeitet und verstand sich gut mit ihm. Auch bei diesen beiden Männern bewährte sich das von Atlan bei der USO eingeführte System, in den meisten Fällen Teams in den Einsatz zu schicken.

„Da ist es wieder!“ rief Kiorpelidis. „Ich werde die Stelle lokalisieren, dann können wir die Fernortung einschalten.“

„Glaubst du, daß es die FAMILY ist?“ fragte Plyson.

„Bestimmt nicht!“ Kiorpelidis schüttelte den Kopf. „Dazu sind die Impulse zu schwach. Aber es könnte ein Beiboot sein, oder irgendwelche Überreste.“

Die letzten Worte sprach er mit besonderer Betonung aus, als wollte er Plyson auf den eventuellen Anblick einer Katastrophe vorbereiten.

Die Fernortung wurde eingeschaltet und erfaßte ein unebenes Gelände auf der Planetenoberfläche.

„Hm!“ machte Kiorpelidis. „Da ist ein Krater. Wir müssen tiefer gehen.“

Plyson tat ihm den Gefallen.

Kiorpelidis nahm Ausschnittsvergrößerungen vor und gab die Daten in die kleine Bordpositronik.

„Wrackteile!“ rief er triumphierend. „Wir haben die FAMILY gefunden.“

Er verbesserte sich.

„Die Überreste der FAMILY!“

Der Ertruser schaltete das Funkgerät ein und sendete das Erkennungssignal der Solaren Flotte.

„Glaubst du, daß es Überlebende gibt?“ fragte Gebal Kiorpelidis, während sie auf Antwort warteten.

Der Ertruser verneinte.

„So, wie es dort unten aussieht, hat niemand den Absturz überstanden. Trotzdem wollen wir die gesamte Umgebung absuchen. Vielleicht finden wir etwas.“

Die Space-Jet flog jetzt so langsam, daß eine Positionsveränderung kaum festzustellen war.

Plyson schaltete das Funkgerät ab.

„Ich glaube, das können wir uns ersparen.“

„Es hat nicht unbedingt etwas zu bedeuten“, meinte Kiorpelidis.

Plyson lächelte schwach.

„Willst du dich an ein Phantom klammern?“

Auf dem Bildschirm wechselten die Bilder.

„Eine Kuppel!“ rief Kiorpelidis. „Sie muß nach dem Absturz errichtet worden sein.“

*

Die Space-Jet landete in der Nähe der Kuppel. Ihre vier Landestützen sanken tief in den

weichen Boden ein. Plyson öffnete die Schleuse. Die beiden Männer legten ihre Kombinationen an und verließen das Diskusschiff.

„Es ist niemand zu unserer Begrüßung gekommen“, stellte Plyson bedauernd fest. „Ich sehe auch nirgends Spuren menschlicher Tätigkeit. Vielleicht sind jene, die die Kuppel errichtet haben, längst gestorben. Es können ein paar Verletzte gewesen sein, die es gerade noch geschafft haben, diesen Platz auszusuchen.“

Kiorpelidis schoß eine Signalarakete ab, die den Himmel über dem Tal dunkelrot färbte.

Er lächelte verlegen.

„Vielleicht sind die Bewohner der Kuppel auf der Jagd.“

Ohne sich abzusprechen, wie sie weiter vorgehen wollten, bewegten sie sich gemeinsam auf die Kuppel zu.

Sie entdeckten die Vorräte, die unter einem Windschutz gestapelt waren.

„Da hat jemand vorausgeplant“, sagte Plyson. Obwohl er sich dagegen wehrte, begann auch er zu hoffen, daß sie ein paar Überlebende finden würden.

Wie lange hatten diese Menschen schon vergeblich auf ihre Rettung gewartet?

Die beiden USO-Spezialisten erreichten die Kuppel.

„Alles still!“ stellte Kiorpelidis fest.

Plyson trat an den Eingang und bewegte die Tür. Er mußte sich bücken, um ins Innere der Kuppel zu gelangen. Kiorpelidis folgte ihm.

Im Innern der Kuppel stand eine Bordpositronik. Davor saß ein etwa siebenjähriger magerer Junge am Boden und hielt das Koppelungsteil eines Roboters in den Händen.

Kiorpelidis hatte plötzlich das Gefühl, ersticken zu müssen.

Der Junge sah nur kurz auf; in seinen dunklen Augen war eine große Leere.

„Hallo!“ rief Plyson matt.

„Du bist ein Mensch!“ sagte der Junge. Seine Stimme klang teilnahmslos.

„Natürlich bin ich ein Mensch“, sagte Plyson, der seine Erregung nur mühsam unterdrücken konnte. „Wo sind deine Eltern?“

„Eltern?“ Im Gesicht des Jungen veränderte sich nichts. „Mein Vater ist drüben im Krater explodiert.“

Er deutete auf die Positronik.

„Und das ist meine Mutter!“

Kaleb, die Antenne

Flahavan beobachtete interessiert die Bewegungen seiner großen Zehe, die aus einem Loch in seinem rechten Strumpf herausragte. Er versuchte, sie in eine besondere Stellung zu den anderen Zehen zu bringen, und war erstaunt über die Ergebnisse, die er dabei erzielte. Die Fernschwand war ausgeschaltet, aus der Küche klang gedämpfte Musik. Die Zeitung, die Flahavan auf den Schenkeln liegen hatte, raschelte auf den Boden, als er die Beine noch weiter über den Tisch schob. Das Licht einer schwebenden Leuchtkugel brach sich in einem überdimensionalen Kognakschwenker, der auf der Armlehne des Sessels stand und dessen Inhalt wie ein kleiner, auf der Oberfläche geschliffener Bernsteinklumpen aussah. Der Geruch nach angebratenem Fleisch hing im Raum und kitzelte auf angenehme Weise Flahavans Nase.

Das war Flahavans Vorstellung von abendlicher Entspannung, und er sog diese Atmosphäre wie Luft in sich hinein. Sein Körper war bleischwer, aber sein Verstand schwebte losgelöst von den Problemen des Alltags irgendwo im leeren Raum.

„Kenneth!“

Die Stille zerbrach. Sie wurde zerstört von dieser Stimme, die aus der Küche kam und der Kenneth Flahavan vor zwanzig Jahren in einer Anwandlung romantischer Liebe erotisierende Wirkung bescheinigt hatte. Doch die Zeit, da ihn diese Stimme elektrisiert hatte, war längst vorüber.

„Kenneth!“

Flahavan schloß die Augen und rührte sich nicht. Er kämpfte passiv um dieses kleine Reich der Stille, das er sich aufgebaut hatte.

Schritte wurden laut.

„Kenneth!“ Der vorwurfsvolle Unterton war nicht zu überhören. Die Stimme war sehr nahe,

sie drang wie ein Pfeil in Flahavans Reich und explodierte in seinen Ohren. „Schläfst du etwa, Kenneth?“

Er öffnete ein Auge.

„Jetzt nicht mehr“, erklärte er verdrossen.

Er blinzelte gegen das Licht, die Gestalt seiner Frau bekam auf diese Weise eine fluoreszierende Aura.

„Die Zeitung liegt auf dem Boden!“ klagte sie.

„Außerdem hast du ein Loch im Strumpf! Nimm bitte die Beine vom Tisch!“

Diese Breitseite unmenschlicher Äußerungen verfehlte ihre Wirkung nicht. Flahavan schwang die Beine vom Tisch, stieß den Kognakschwenker um und unternahm verzweifelte Anstrengungen, sein Hemd in die Hose zu stopfen.

„Sieh bitte nach, ob der Junge schläft“, sagte seine Frau.

„Du weißt, wie unruhig er in den letzten Wochen ist.“

„Warum, zum Teufel“, fragte Flahavan mit Nachdruck, „hast du nicht selbst nachgesehen?“

Er wartete keine Antwort ab, sondern tauchte nach seinen Hausschuhen, die irgendwo unter dem Tisch lagen. Dabei stieß er sich den Kopf an, was seine Laune nicht gerade verbesserte.

„Sei bitte leise, wenn du nach oben gehst!“ ermahnte ihn seine Frau.

Wenn es um die Erziehung und Betreuung Kalebs ging, kam sich Flahavan immer wie ein Trottel vor. Seine Frau hatte eine besondere Art, ihn in diese Rolle zu drängen.

Er verließ das Wohnzimmer und stieg die Treppe zu den Schlafzimmern hinauf. Er erinnerte sich, daß seine Frau in der vergangenen Woche mit dem Jungen beim Arzt gewesen war, weil, wie sie sich ausgedrückt hatte, er sich so komisch benahm. Flahavan konnte an seinem Sohn nichts Komisches feststellen, aber er sah ihn auch zu wenig, um ihn genau zu kennen.

Die Tür zum Kinderzimmer war spaltbreit geöffnet, im Korridor brannte Licht. Das waren zwei von mehreren Dutzend Maßnahmen, die Seglinja im Zuge ihrer Beruhigungstherapie getroffen hatte. Flahavan hielt sie für völlig wertlos, aber mit dieser Meinung stand er allein; jedenfalls versicherte ihm Seglinja immer wieder, daß die Mütter anderer Kinder in ähnlichen Fällen nicht anders gehandelt und auch Erfolg erzielt hatten.

Flahavan näherte sich auf Zehenspitzen Kalebs Zimmer, als er plötzlich die Stimme seines Sohnes hörte. Sie klang klar und deutlich, ganz so, als würde Kaleb sich mit jemandem unterhalten, der sich im Kinderzimmer aufhielt.

Flahavan blieb wie angewurzelt stehen.

„... steht am Ende der Straße. Wir haben es nur gemietet, mein Vater wird niemals so viel Geld haben, daß wir ein echtes Backsteinhaus bauen könnten. Die Steine sind nicht verputzt. Ihre Farbe ist rot. Das Haus ist ein bißchen von der Straße zurückgesetzt. Im Vorhof steht eine alte Steinfigur, die Pan mit der Flöte darstellt. Das Gras im Vorhof ist ziemlich niedergetrampelt. Auch im Hinterhof, denn da spiele ich immer mit den anderen Kindern. Außerdem ist mein Vater sehr faul, er setzt sich abends lieber in den Sessel, als das Gras zu pflegen.“

Flahavan errötete.

„Das Haus hat zwei Etagen“, fuhr der Junge fort.

„Unten befinden sich der Wohnraum, die Küche, das Bad und eine Abstellkammer. Oben sind das Schlafzimmer, ein Gästezimmer und mein eigener Raum.“

Flahavan trat in das Kinderzimmer und schaltete das Licht ein.

Kaleb lag mit geschlossenen Augen im Bett. Er atmete regelmäßig.

Er schlief!

Flahavan hätte schwören können, daß sein Sohn mit irgend jemandem sprach - aber da war niemand.

Der Junge hatte im Schlaf gesprochen.

Auch Seglinja sprach ab und zu im Schlaf, aber meistens nur ein paar Worte, die keinen Sinn ergaben. Kaleb jedoch hatte eine ziemlich genaue Beschreibung des Hauses gegeben.

Beunruhigt trat Flahavan an das Bett des Jungen. Er beugte sich zu Kaleb hinab und schüttelte ihn so lange am Arm, bis er die Augen aufschlug.

„Kaleb, bist du in Ordnung?“

„Was ist denn?“ fragte der Junge. „Was ist los, Pa?“

Unschlüssig stand Flahavan vor dem Bett. Er kam sich hilflos vor.

„Du hast geträumt“, sagte er schließlich. Er strich dem Kind über das Haar.

„Schlaf jetzt weiter!“

Kaleb drehte sich auf die Seite und zog die Decke bis an das Kinn.

Flahavan löschte das Licht und ging leise nach unten. Seglinja war in der Küche.

„Alles in Ordnung?“ rief sie ihm zu.

„Ja“, sagte Flahavan zögernd.

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück und nahm seine bevorzugte Stellung wieder ein, aber die Atmosphäre der Ruhe, nach der er sich so sehnte, wollte sich nicht wieder einstellen. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu Kaleb zurück. Das Verhalten des Kindes war ungewöhnlich.

Als Seglinja hereinkam, fragte er beiläufig:

„Was sagt eigentlich der Arzt zu Kalebs Befinden?“

„Er hält ihn für ungewöhnlich intelligent und überaus sensibel.“

Sie sah ihn stirnrunzelnd an. „Warum fragst du danach?“

„Es fiel mir gerade ein“, wich Flahavan aus.

„Kaleb bedarf einer besonderen psychischen Betreuung“, erklärte Seglinja. „Er ist seelisch nicht so robust wie andere Kinder. Der Arzt sprach von einem großen Resonanzboden.“

„Hat er ihn gründlich untersucht - ich meine organisch?“

„Natürlich. Er hat ihn sogar ans Diagnosezentrum angeschlossen. Mit Kaleb ist in dieser Beziehung alles in Ordnung.“

Trotz dieser Auskunft war Flahavan nicht beruhigt. Später am Abend verließ er unter einem Vorwand das Wohnzimmer und schlich sich nach oben, um an Kalebs Tür zu lauschen. Doch es war alles ruhig.

Am nächsten Tag hatte Flahavan die Sache schon fast wieder vergessen.

*

Drei Tage später- das Abendprogramm von Terra-Television war beendet - kleidete Flahavan sich im Wohnzimmer aus, um Seglinja, die bereits vor einer Stunde ins Bett gegangen war, nicht zu wecken.

Als er nach oben ging, hörte er wieder Kalebs Stimme.

„Das Schlafzimmer hat zwei Fenster, ein großes und ein kleines. Das größere Fenster hat zwei Flügel, die an einer Mittelstrebe geschlossen werden können. Obwohl sich alle Fenster im Haus öffnen lassen, sind sämtliche Räume an die Klimaanlage angeschlossen. Doch jetzt zum Dach. Es ist ein Spitzdach, mit roten Ziegeln gedeckt. Sie müssen den Erbauer des Hauses ein Vermögen gekostet haben, denn es gibt nur noch eine kleine Fabrik in Europa, die sie herstellt. Jeder Ziegel ist so groß wie zwei Männerhände und besitzt zwei rillenförmige Vertiefungen, durch die der Regen ablaufen kann.“

Flahavan fröstelte. Es war, als würde ihn ein kalter Lufthauch berühren. Er hatte den Eindruck, daß etwas Unerklärliches geschah.

Das Licht ging an.

Flahavan zuckte zusammen. Er stand auf der letzten Treppenstufe.

Seglinja kam aus dem Schlafzimmer.

Sie weinte.

Sie hatte alles gehört.

„Kenneth!“ sagte sie leise. „Was bedeutet das? Er schläft ganz fest, ich war vor wenigen Augenblicken bei ihm. Es hört sich an, als würde ... als würde er mit irgend jemandem sprechen. Aber er ist allein, niemand ist in seinem Zimmer.“

Flahavan hatte einen Kloß in der Kehle, der trotz mehrmaligen Schluckens nicht verschwinden wollte. Er ergriff Seglinja an der Hand und führte sie ins Schlafzimmer.

„Er spricht im Schlaf. Ich habe es bereits vor ein paar Tagen festgestellt.“

Sie schluchzte.

„Aber er spricht so... so deutlich. Als wäre er hellwach. Und er beschreibt alle Dinge, die zum Haus gehören.“

„Seine Angaben sind wesentlich präziser geworden. Er geht jetzt ins Detail. Beim erstenmal sprach er von den größeren Dingen.“

„Ich werde den Arzt rufen!" sagte sie entschieden.

„Nein!" widersprach Flahavan. „Ich glaube nicht, daß er krank ist. Es ist etwas anderes. Wir müssen Geduld haben. Vielleicht geht es vorüber. Der Arzt hat gesagt, daß Kaleb sehr sensibel ist. Es kann sein, daß er sich auf diese Weise abreagiert."

Er merkte, daß er sie nicht überzeugen konnte.

„Wir werden morgen noch einmal darüber sprechen", sagte er.

An diesem Abend schlief er sehr spät ein. Er ertappte sich dabei, daß er immer wieder angestrengt lauschte, ob Kaleb noch sprach. Aber den Rest der Nacht blieb es ruhig.

Am nächsten Morgen sprach er mit Kaleb.

„Ich kann mich an nichts erinnern", sagte der Junge.

„Ich weiß nicht, ob ich geträumt habe."

„Er sagt die Wahrheit", erklärte Seglinja. „Ich merke genau, wann er lügt."

„Hast du irgendwo Schmerzen?" fragte Flahavan ratlos. „Fühlst du dich anders als früher?"

„Nein."

Flahavan überlegte, ob er sich wegen des Kindes ein paar Tage Urlaub nehmen sollte, aber Seglinja meinte, daß sie mit allen Problemen fertig werden könnte. Die große Werbeagentur, für die er arbeitete, besaß einen eigenen Betriebspsychologen. Flahavan ließ sich bei ihm anmelden.

„Ich komme nicht meinetwegen", erklärte er dem Mann. „Das Problem ist mein Sohn."

„Damit ist es auch *Ihr* Problem!" erwiderte Dr. Larvus. Er war ein hagerer Mann mit einem Kahlkopf und großen, unschuldig blickenden Augen. Manchmal sah es aus, als würde er ein bißchen schielen.

„Kinder träumen häufiger als Erwachsene", sagte der Psychologe, nachdem Flahavan ihm von den Vorfällen berichtet hatte.

„Sie haben viel mehr zu verarbeiten als wir. Der Fall Ihres Sohnes ist jedoch ungewöhnlich. Ich habe noch nie davon gehört, daß jemand so deutlich und lange im Schlaf spricht."

Er sah Flahavan prüfend an.

„Kann es sein, daß der Junge sich einen Scherz erlaubt?"

„Bestimmt nicht!"

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen raten soll", gestand der Psychologe.

„Es ist tatsächlich ein ungewöhnlicher Fall. An Ihrer Stelle würde ich das Kind in psychiatrische Behandlung geben."

Im Grunde genommen war Flahavan nach diesem Gespräch nicht klüger als zuvor. Er ließ sich von Dr. Larvus die Adresse eines Psychiaters geben. Den ganzen Tag über arbeitete er unkonzentriert. Es unterliefen ihm Fehler, wie er sie normalerweise niemals beging.

Nach der Mittagspause rief er zu Hause an.

„Ich habe mit Dr. Larvus gesprochen", berichtete er Seglinja.

„Er empfiehlt uns, den Jungen in psychiatrische Behandlung zu geben, und hat mir gleich die Adresse eines guten Arztes aufgeschrieben."

„Das ist sicher vernünftig. Oh, Ken! Ich mache mir große Sorgen um Kaleb."

„Unsinn!" protestierte er. „Du siehst doch, daß er nicht krank ist."

„Trotzdem habe ich Angst."

Er versuchte sie zu trösten, obwohl er sich insgeheim eingestand, daß er ebenfalls Angst hatte. Es war ein unerklärliches Gefühl. Wenn er den Jungen im Schlaf reden hörte, fühlte er sich als Randfigur eines unheimlichen Ereignisses. Es war, als würde man ihn von geheimnisvollen kultischen Handlungen ausschließen. Wenn Kaleb im Schlaf redete, war er ein Fremder. Das ließ sich nicht mit Worten erklären. Seglinja schien es genauso zu gehen.

Als Flahavan nach Hause kam, saß Kaleb im Wohnzimmer und las in einem Buch.

„Heute hat er einen sehr ruhigen Eindruck gemacht", sagte Seglinja, als ihr Mann mit ihr allein war. „Ich hoffe, daß alles vorbei ist."

An diesem Abend wurde Kaleb eine Stunde später als üblich ins Bett geschickt. Flahavan erhob keinen Einwand dagegen, denn er kannte Seglinjas Gründe genau. Sie fürchtete eine Wiederholung des Ereignisses vom vergangenen Abend.

Kaleb schlief schnell ein. Nachdem er fast eine Stunde lauschend im Korridor gewartet hatte, ging Flahavan beruhigt nach unten.

„Er ist ruhig", sagte er. „Es scheint tatsächlich vorüber zu sein."

Seine innere Unruhe legte sich jedoch nicht. Die Ruhe erschien ihm trügerisch.

Düstere Vorahnungen bedrückten ihn.

Immer wieder erschien das Bild des Jungen in seinen Gedanken.

Kaleb war neun Jahre alt. Er wirkte ein bißchen plump. Mit seinem pausbäckigen Gesicht und den hellblauen Augen sah er verschüchtert aus. Flahavan hatte sich oft gewundert, daß ihm der Junge so wenig ähnlich sah. Flahavan war groß und grobknochig, nur die dünnen blonden Haare besaßen der Junge und er gemeinsam. Kaleb hatte die Augen Seglinjas.

Oben ging die Tür zum Kinderzimmer.

Flahavan zuckte zusammen. Seine Blicke trafen sich mit denen seiner Frau. Er hörte das Tappen nackter Kinderfüße auf der Treppe. Wie erstarrt saß er im Sessel. Auch Seglinja rührte sich nicht. Flahavan hatte das Gefühl, von einer ungeheuren Last erdrückt zu werden.

Dann öffnete Kaleb die Tür zum Wohnzimmer.

Er sah in seinem verwaschenen Schlafanzug ein bißchen verloren aus.

„Er ist jetzt da, Pa“, sagte Kaleb. „Er hat es geschafft.“

*

Die Stille dehnte sich aus, sie wuchs über den Raum hinaus und schien schließlich das Haus, die Stadt, ja die gesamte Welt einzuhüllen. In dieser Stille klangen Kaleb's Worte unhörbar nach, es waren Schwingungen, die Flahavan bis in sein Innerstes erschütterten. Seine Blicke waren auf diesen einen Punkt fixiert, der sein Sohn war, aber in dem er in dieser Minute nichts Vertrautes erkennen konnte.

„Wovon redest du?“ brachte Flahavan schließlich hervor.

„Von Mr. Peter!“

Flahavan hatte das beängstigende Gefühl, die Grenze von Realität und Wahnsinn erreicht zu haben. Die Ruhe und Zufriedenheit, die der Junge ausstrahlte, wirkte aus irgendeinem Grund unnatürlich.

„Wer ist Mr. Peter?“ fragte Flahavan.

Kaleb lächelte ihm zu.

„Komm mit nach oben und sieh ihn dir an!“ forderte er seinen Vater auf.

Er setzte sich in Bewegung.

„Bleib hier!“ rief Seglinja.

Doch Flahavan hatte seine Entscheidung getroffen. Er war an einem Punkt angelangt, wo er nicht mehr zurück konnte. Dabei hatte er keinen Augenblick das Gefühl, daß er es war, der das Tempo der Entwicklung bestimmte, vielmehr hielt er sich für das Opfer einer übergeordneten Macht.

Er sah noch einmal zu seiner Frau um.

„Du wartest hier!“

Er zog den Kopf zwischen die Schultern und trat auf den Korridor hinaus. Kaleb hatte das Licht eingeschaltet. Die Treppe, die nach oben führte, schien im Nichts zu enden. Es war, als hätte jemand das Haus in zwei Hälften zerschnitten, von denen nur die untere ein vernünftiges Leben garantieren konnte.

Flahavan stieg die Treppe hinauf, die sich scheinbar endlos vor ihm ausdehnte. Aber er schritt weder in eine dunkle Wolke hinein, noch wurde er von schleimigen Tentakeln berührt. Was immer er sich in seinen Visionen ausgemalt hatte, traf nicht ein.

Kaleb stieß die Tür zu seinem Zimmer auf und deutete auf etwas, was Flahavan noch nicht sehen konnte.

„Das ist Mr. Peter!“

Das trügerische Gefühl, daß er nur umzukehren brauchte, um alles ungeschehen zu machen, ließ Flahavan nicht los. Solange er nicht mit eigenen Augen sah, was sich da in Kaleb's Zimmer befand, brauchte er nicht an die Existenz dieses Dinges zu glauben.

Unwillkürlich blieb Flahavan stehen.

„Kommst du?“ drängte Kaleb.

Flahavan tat den entscheidenden Schritt. Er starrte in das Zimmer.

Auf Kaleb's Bett lag eine meterdicke Pelzkugel, die in der Mitte ihres Körpers ein pulsierendes Organ besaß. Der Pelz war violett, das Organ leuchtete rötlich.

Kaleb näherte sich dem Gebilde und *berührte es*.

Flahavan erstarrte. Jede Bewegung Kalebs schien in Flahavans Gehirn ganze Serien heftiger Explosionen auszulösen.

„Er ist zart und sehr warm!“ stellte Kaleb fest. „Er hat es gern, wenn man ihn streichelt.“

Die Pelzkugel begann wie eine Katze zu schnurren. Das Pulsieren des rötlich leuchtenden Organs dehnte sich auf den ganzen Körper aus. Mr. Peter begann sich in rhythmischen Abständen zusammenzuziehen und wieder auszudehnen. Dabei erreichte er abwechselnd die Größe eines Fußballs und eines Wetterballons.

„Er muß weg!“ hörte Flahavan sich sagen.

„Ma wird niemals dulden, daß so etwas in unserem Haus bleibt.“

Er grinste verlegen, als er begriff, wie irrational seine Worte waren.

Dieses Ding war schließlich kein Goldhamster und keine weiße Maus.

Ich mache bestimmt keine Schwierigkeiten, sagte eine Stimme direkt in seinem Gehirn.

Flahavan wurde blaß. Seine Augen weiteten sich.

Ich bin gekommen, um einen Freund zu besuchen, fuhr die telepathische Stimme fort.

In Gedanken sah Flahavan eine unglaubliche Masse durch das Universum treiben. Sie kam von *hinter* der Grenze, wo immer das lag. Etwas löste sich von dieser Masse, ein in einer irrsinnigen Drehung verzerrter Körper. Aus diesem Körper wurden seltsame Gebilde ausgefahren, Fühler oder Sensoren. Das Ding suchte nach irgend etwas, es tastete eifrig im Nichts.

Dieses Kind, dachte Mr. Peter, und er meinte zweifellos Kaleb, *besitzt eine ungewöhnliche Begabung. Es empfängt psionische Energie wie eine Antenne. Ohne seine Hilfe hätte ich diese Welt niemals erreichen können.*

„Was wollen Sie hier?“ fragte Flahavan fassungslos. Er hörte Seglinja die Treppe heraufkommen, aber das waren Geräusche am Rande, wie aus einer anderen Welt.

Ich besuche einen Freund, einen entfernten Verwandten sozusagen, erklärte die Pelzkugel. *Danach werde ich wieder verschwinden.*

Noch nie hatte Flahavan ein stärkeres Bedürfnis empfunden, alle möglichen Dinge gleichzeitig zu tun. Aber er stand nur da wie betäubt.

„Du wirst ihn doch nicht wegschicken?“ fragte Kaleb bestürzt.

„Ich weiß nicht“, brachte Flahavan hervor. Und das war die Wahrheit.

„Er kann in meinem Zimmer schlafen“, sagte Kaleb. „Ich werde mich um ihn kümmern. Er wird euch nicht zur Last fallen.“

„Das... das ist doch keine Katze“, sagte Flahavan. „Ich werde sofort die Polizei verständigen. Wir müssen irgend etwas tun. Dieses Ding ist nicht von dieser Welt. Vielleicht sollte ich sogar die Administration in Terrania-City verständigen.“

Mein Besuch ist schon hierher unterwegs! dachte Mr. Peter.

Flahavans Spannung löste sich nur allmählich. Er begann zu zittern.

Er sah Seglinja an, die bisher noch kein Wort gesagt hatte.

„Es scheint nicht gefährlich zu sein“, sagte Flahavan. „Kaleb hat es gestreichelt.“

Eine halbe Stunde später landete im Vorhof des Hauses ein Gleiter mit dem Emblem der Administration am Bug. Ein großer schlanker Mann stieg heraus und trat vor die Türkamera.

„Ich bin Solarmarschall Julian Tifflor“, sagte er. „Ich komme wegen Ihres Besuchers.“

Flahavan stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Niemals zuvor hatte er die Tür so schnell geöffnet.

„Will dieses ... dieser Fremde mit Ihnen zusammentreffen?“

„Bestimmt nicht!“ erwiderte Tifflor. „Darf ich Sie zuvor bitten, Ihren Sohn auf latente parapsychische Kräfte untersuchen zu lassen. Er hat dem Besucher geholfen, die Erde und seinen Verwandten zu finden.“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte Flahavan erstaunt.

Tifflor lächelte und wandte sich zum Gleiter um.

„Du kannst jetzt herauskommen, Harno.“

Aus der Pilotenkanzel schwebte eine merkwürdige leuchtende Kugel. Auf einer Seite sah sie wie ein Bildschirm aus.

Sie war ein Bildschirm! stellte Flahavan fest.
Auf diesem Schirm sah er Kalebs Zimmer. Kaleb kniete vor seinem Bett und streichelte Mr. Peter. Flahavan begriff, daß dies alles in diesem Augenblick oben im Haus geschah.
Harno glitt an Flahavan und Tifflor vorbei und verschwand im Haus.
„Ich verstehe überhaupt nichts“, sagte Flahavan betroffen.
„Ich glaube, daß ich jetzt einen Kognak brauche.“
„Sie können für mich auch einen einschenken“, schlug Tifflor vor.
„Dann wollen wir auf Ihren Sohn anstoßen und auf alle anderen Kinder, in denen eine Wundersame Tiefe ist.“

Schlappohr Bennary, der Fallensteller

1. Die Söldner

Aus der Luft sah die Howalgoniummine wie ein überdimensionales Brandmal aus. Rund um dieses Mal drängten sich die primitiven Hütten, Kuppeln und Zelte der freien Prospektoren. Alle Gebäude, die zu dicht an der ursprünglichen Mine errichtet worden waren, hatte man längst wieder abgerissen. Je schneller die Mine sich verbreiterte, desto höher wuchsen die Gebäude die Steilhänge an der Peripherie des Dorfes hinauf.

Auf dem plattgewalzten Platz außerhalb der Minenstadt waren achtzehn Kleinstraumschiffe und ein Frachter gelandet. Die Gegenwart des Frachters erinnerte Cartolsos daran, daß auch die freien Prospektoren in Wirklichkeit nicht frei waren, sondern mit einer größeren Minengesellschaft zusammenarbeiten mußten. Besonders auffällig war auch noch, daß in der Mine kaum Roboter arbeiteten. Es gehörte zum Ehrenkodex der freien Prospektoren, daß sie auf solche Hilfe verzichteten. Cartolsos kannte Männer, die mit den bloßen Händen im Boden gewühl hätten, um diese Einstellung zu demonstrieren.

Cartolsos landete den Gleiter am Rande des Landefelds und sprang heraus. Seine Blicke wanderten über die Namen, die auf den Außenhüllen der kleinen Schiffe standen. Sie blieben an TOKWOTAN hängen. Die TOKWOTAN war ein plump aussehendes Schiff von schwarzer Farbe. Sie war etwa vierzig Meter lang und in der Rumpfmittle zehn Meter dick.

Auf der Gangway hockte ein Mann und nagte einen Knochen ab. Der Mann war klein und hatte ein faltiges Gesicht. Seine knollenförmige Nase war stark gerötet. Der Mann trug eine Lederkombi und hochhackige Stiefel.

„Hallo!“ sagte Cartolsos.

Der Mann sah auf. Er warf den Knochen über die Schulter und wischte sich die fettigen Finger an den Schenkeln ab.

„Hallo!“ sagte er. „Wie kommt ein Überschwerner nach Gardonar?“

„Ich gehöre nicht zu den Prospektoren“, erwiderte Cartolsos. Er machte eine Pause, während der er den kleinen Mann intensiv beobachtete. „Sind Sie Sprengmeister?“

„Ich *war* es!“ Der Kleine sah ihn irritiert an. „Woher wissen Sie das?“

„Von einem Jungen“, erwiderte der Springer ausweichend.

Der Mann bohrte mit den Fingernägeln zwischen den Zähnen nach Fleischresten.

„Sie sind Damminger, nicht wahr?“ fragte Cartolsos weiter.

„Ja.“ Damminger erhob sich. „Und was soll das alles?“

„Ich werbe Guerillakämpfer an“, sagte Cartolsos.

Damminger zuckte mit den Schultern.

„Viel Glück!“ sagte er.

„Unsere Gruppe braucht einen Sprengmeister.“

„Ja“, sagte Damminger. „Das dachte ich mir. Aber ich bin hier, um nach Howalgonium zu

suchen. Die Laderäume der TOKWOTAN sind fast gefüllt. In ein paar Wochen verlasse ich diese Welt und verkaufe das Zeug an eine Gesellschaft. Ich denke, daß mir die Ladung sechzigtausend Solar bringen wird."

„Zehntausend - wenn Sie Glück haben!"

Damminger zog eine silberne Kette aus seiner Tasche. An der Kette war ein kleines Messer befestigt. Damminger löste es von der Kette und begann damit seine Fingernägel zu säubern.

„Sie könnten bei unserer Gruppe das Dreifache verdienen."

„Ich beschäftige mich nicht mehr mit Explosivkörpern", versetzte Damminger ablehnend. „Schon gar nicht mit Bomben."

„Und was war auf Gerdock III?"

Damminger errötete.

„Das ist längst vorüber."

„Sie werden deshalb noch gesucht. Bei den Sprengstoffanschlägen auf Gerdock III wurde ein USO-Spezialist getötet."

„Ich habe die Bomben nicht gelegt."

„Sie haben sie gebaut und präpariert."

„Wollen Sie mich erpressen?"

„Nein!" versicherte Cartolsos.

Wieder trat eine längere Pause ein.

Damminger befestigte sein Messer wieder an der Kette und ließ es in die Tasche gleiten.

„Erzählen Sie mir mehr davon!" forderte er schließlich.

Der Springer nickte zufrieden.

„Unsere Gruppe arbeitet für eine arkonidische Prinzessin. Ihr Name ist Lady Carr. Ein Raumschiff ihres Volkes stürzte vor vielen Jahrzehnten auf dem Planeten Birachy-Chan im Tyk-Ambazor-System ab. Aus den Überlebenden entwickelte sich ein kleines Volk, die Troyma-Nomaden. Die Kolonisten der Tarey-Bruderschaft, die auf Birachy-Chan leben, drängten die Troyma-Nomaden in die Wüste zurück. Mit Billigung von Nuru-Chure, dem Admo-Chan, drangen Verbrecherbanden in die Wüste vor, um die Nomaden zu vernichten. Schließlich wurde das kleine Volk bei einem Massaker ausgelöscht. Nur dem Anführer, einem Mann namens Bessmann, und Lady Carr gelang die Flucht. Sie gelang dank der Hilfe eines parapsychisch begabten Kindes. Damals stieß ich zu dieser Gruppe. Ich arbeite für Lady Carr und für Bessmann."

„Ein Rachefeldzug also", vermutete Damminger.

„Ja", bestätigte Cartolsos. „Bessmann und das Mädchen können nicht vergessen." Er ließ sich neben Damminger auf der Gangway nieder. Sie bog sich unter seinem Gewicht durch. „Vor zwei Jahren verließen wir Birachy-Chan. Inzwischen haben wir eine schlagkräftige Söldnergruppe zusammengestellt. Sie besteht aus dreiundvierzig Männern und achtzehn Frauen. Sobald wir einen Sprengmeister haben, verlassen wir diese Welt und versuchen Birachy-Chan zu erreichen."

Der Prospektor sah ihn von der Seite an.

„Warum machen Sie bei dieser Sache mit?" Er fing einen Blick des Überschweren auf. „Das Mädchen? Eine arkonidische Prinzessin und ein Überschwerer!"

Cartolsos beobachtete ihn schweigend.

„Ich muß mir die Gruppe erst einmal ansehen", entschied Damminger. „Für Wirrköpfe und lebensmüde Draufgänger arbeite ich nicht."

„Dort drüben steht meine Maschine. Ich werde Sie zu unserer Unterkunft fliegen."

*

Das Hauptquartier der Gruppe lag in einem ehemaligen Gemeinschaftsschlafhaus außerhalb des Dorfes. Cartolsos landete den Gleiter im Hof. Damminger kletterte heraus und ließ seine Blicke prüfend über das Gebäude wandern.

„Keine Wachen!" stellte er fest.

„Unsere Mitglieder arbeiten wie alle anderen in der Mine. Wir treffen uns nur ab und zu."

„Guerillagruppen müssen straff organisiert sein", sagte Damminger.

„Ohne Disziplin ist nichts zu machen."

Cartolsos ergriff ihn am Arm und führte ihn auf das Gebäude zu.

Ein kräftig aussehender Mann kam heraus.

„Das ist Bessmann!“ sagte der Überschwere. Bessmann kam auf sie zu und schüttelte Damminger die Hand. Der Sprengmeister entdeckte Spuren von Haß und Verbitterung im Gesicht des Troyma-Nomaden.

„Werden Sie mitmachen?“ fragte Bessmann. Seine Ungeduld war unverkennbar. Dieser Mann wäre am liebsten sofort aufgebrochen, um mit dem Rachefeldzug zu beginnen.

Damminger hob die Schultern.

„Warum bringen Sie ihn mit, wenn nicht alles klar ist?“ fragte Bessmann enttäuscht.

Die drei Männer betraten das Gebäude. Im Vorraum stand ein kleiner Tisch. Zwei Türen führten in die Innenräume. Cartolsos öffnete die rechte Tür.

Damminger blieb unwillkürlich stehen, als er die Waffen sah, die die Gruppe zusammengetragen hatte. Er stieß einen leisen Pfiff aus. Alle Waffen waren gepflegt und steckten in Kunststoffhüllen.

„Das ist nur ein Teil unserer Ausrüstung“, erklärte Cartolsos.

„Warum lassen Sie sie nicht bewachen? Was, glauben Sie, wird geschehen, wenn die Prospektoren im Dorf von dieser Sache erfahren?“

Cartolsos lächelte überlegen.

„Wir haben unser eigenes Sicherheitssystem.“

Er öffnete die Zwischentür zum anderen Raum. „Lady, bist du da?“

Ein Stuhl wurde geschoben, dann tauchte ein junges Mädchen auf. Sie trug enganliegende Hosen und ein Männerhemd. Die Blicke ihrer golden schimmernden Augen richteten sich auf Damminger. Der Sprengmeister wurde sofort von der Schönheit des Mädchens angezogen.

„Damminger?“ fragte sie.

Er nickte.

„Der Junge hat Sie aufgespürt. Er wird Sie noch einmal genau überprüfen.“

„Immer langsam“, sagte Damminger ärgerlich.

„Bisher habe ich durch nichts zu erkennen gegeben, daß ich mitmachen will.“

Sie erschien ausgeglichener, aber noch entschlossener zu sein als Bessmann. Zweifellos stellte sie den eigentlichen Antrieb für das Unternehmen dar.

„Wir werden Ihnen alles zeigen“, sagte sie. „Danach können Sie sich entscheiden.“

Cartolsos breitete die Arme aus.

„Sehen Sie sich um!“ schlug er vor.

„Inzwischen werden Bessmann und die Lady beratschlagen.“

Wenige Augenblicke später war Damminger allein. Er konnte sich vorstellen, daß im Nebenraum über ihn gesprochen wurde, aber das war ihm ziemlich gleichgültig. Er trat an die Regale und begann mit der Untersuchung der Waffen und der übrigen Ausrüstungsgegenstände. Er fragte sich, wie es der Gruppe gelungen war, so viel zusammenzutragen. In diesem Gebäude wurde ein Vermögen gelagert. Unwillkürlich überlegte Damminger, ob es eine Möglichkeit gab, der Gruppe diesen Schatz zu entwenden. Er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Skrupel kannte er nicht, aber er war sicher, daß dieses Mädchen und Cartolsos jeden Dieb gefaßt und bestraft hätten.

Während Damminger gründlich weiterprüfte, wurde im Nebenraum über ihn diskutiert.

„Er ist nicht mit den anderen Mitgliedern der Gruppe zu vergleichen“, sagte Cartolsos.

„Damminger ist ein Individualist. Wenn er keine Lust hat, bei uns mitzumachen, werden weder Drohungen noch Versprechungen seine Haltung ändern.“

„Trotzdem werden wir ihm einen größeren Anteil versprechen als den anderen“, sagte Lady Carr.

Bessmann schüttelte den Kopf.

„Er gefällt mir nicht. Es liegt etwas Verschlagenes in seinem Blick.“

Das Mädchen lachte.

„Du mißtraust jedem.“

Bessmann ging ärgerlich hinaus.

Jedesmal, wenn Cartolsos mit dem Mädchen allein war, fühlte er sich unbehaglich. Er wußte, daß dieses Gefühl aus ihrer ungewöhnlich starken Anziehungskraft resultierte. Der Springer hatte sich in das Mädchen verliebt. Er kämpfte gegen seine Gefühle an, weil er wußte, daß es zwischen ihm und ihr keine Verbindung geben würde. Sie sah in ihm nur eine

Kampfmaschine, die sie zur Durchsetzung ihrer Pläne benötigte. Schon damals, als er sie zusammen mit Bessmann und dem Jungen an Bord seines Schiffes entdeckt hatte, war er ihrer Ausstrahlungskraft unterlegen. Statt sich von ihr zu trennen, hatte er sich immer stärker an sie gebunden.

„Wo ist der Fallensteller?“ fragte er, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Er schläft nebenan. Ich will ihn jetzt nicht wecken, denn er ist ziemlich erschöpft. Er hat heute morgen wieder ein paar Männer ausgesucht.“

Cartolsos war der Meinung, daß ihre Gruppe stark genug war, aber Lady Carr wollte noch ein Dutzend Männer anwerben. Weder sie noch Bessmann konnten den Söldnern im Augenblick Geld geben. Immer wieder versicherte die Nomadin den Prospektoren, daß für jeden von ihnen genügend Reichtümer im Palast des Admo-Chans in Puyk lagerten. Wie sie an diese Schätze herankommen wollte, sagte Lady Carr den Männern nicht. Trotzdem glaubten sie ihr. Manchmal vermutete Cartolsos, daß sich alle männlichen Mitglieder der Gruppe in das Mädchen verliebt hatten und bereit waren, ihr sogar in die Hölle zu folgen.

Tatsächlich hatten weder Bessmann noch das Mädchen einen festen Plan. Sie wollten die Diktatur auf Birachy-Chan mit regelmäßigen Anschlägen zermürben und Anhänger unter den Kolonisten gewinnen. In zwei bis drei Jahren sollte dann der große, entscheidende Aufstand stattfinden.

Cartolsos glaubte nicht an einen Erfolg des Unternehmens. Inzwischen waren Gerüchte im Umlauf, daß der Admo-Chan längst nicht mehr am Leben sei. Nuru-Chure war angeblich bei einer Raumschlacht gegen Schiffe der Tarey-Bruderschaft ums Leben gekommen.

„Ob der Chan lebt oder nicht, ist bedeutungslos“, hatte Lady Carr zu diesen Gerüchten gesagt. „Er war nur einer jener Verbrecher, die für das Massaker an meinem Volk verantwortlich sind.“

„Wenn Damminger mitmacht, wäre es gut, wenn wir einen Ersatz für ihn hätten“, sagte Cartolsos zu der Nomadin. „Wir müssen daran denken, daß ihm etwas zustoßen kann.“

„Er ist der einzige Sprengmeister im Dorf.“

„Ich weiß“, antwortete der Überschwere.

„Vielleicht haben wir Glück und finden auf Birachy-Chan einen Spezialisten.“

Damminger kam herein. Er zeigte sich beeindruckt von der Ausrüstung der Gruppe.

„Jetzt will ich diesen Jungen sehen, von dem Sie gesprochen haben“, verlangte er.

Lady Carr deutete auf eine Tür und legte einen Finger an die Lippen. Sie führte Damminger in einen kleinen Nebenraum. Auf einem schmalen Bett lag ein etwa achtjähriger Junge. Er schlief.

„Das ist Schlappohr Bennary, der Fallensteller“, erklärte Lady Carr. „Er ist unsere stärkste Waffe.“

Der Sprengmeister hob fragend die Augenbrauen.

„Er ist Mutant mit einigen ungewöhnlichen Fähigkeiten“, erklärte die Arkonidin. „Sein Vater war bis zu seinem Tod Anführer der Cardmanosch, der berühmten Geheimpolizei der Tarey-Bruderschaft.“

„Welche Fähigkeiten besitzt er?“

„Er spürt, wer, wo, wie und was jemand ist.“

Der Prospektor mußte lachen.

„Sehr erschöpfend, aber es genügt. Das ist also das besondere Sicherheitssystem, von dem Sie sprachen.“

Das Mädchen nickte.

„Können wir ihn wecken?“ fragte Damminger. „Ich möchte ihn kennenlernen.“

Der Junge drehte sich auf dem Bett herum und öffnete die Augen. Er sah sofort Damminger an; Cartolsos und Lady Carr schienen überhaupt nicht zu existieren. Niemals zuvor in seinem Leben war Damminger auf solche Weise angeblickt worden. Er kam sich nackt vor. Längst vergessen geglaubte Dinge fielen ihm wieder ein. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Unwillkürlich stieß er einen Seufzer aus. Mit einer fast übermenschlichen psychischen Anstrengung schlug er die Augen nieder und entzog sich diesen Blicken.

„Wir wollten dich nicht wecken“, bedauerte Lady Carr. Sie schien ein völlig unbefangenes Verhältnis zu diesem Kind zu haben. „Aber Damminger wollte dich sehen.“

„Warum hilfst du diesen Menschen?“ Damminger hatte das Gefühl, daß er die Initiative ergreifen mußte, um seine Sicherheit zurückzugewinnen.

„Sie sind meine Freunde!" erwiderte der Fallensteller.

„Was haben Sie zu bieten?" fragte Damminger das Mädchen.

„Im Palast von Puyk lagern unermeßliche Schätze", lautete die Antwort. „Wir werden alles unter den Mitgliedern unserer Gruppe aufteilen, sobald wir die Auseinandersetzung gewonnen haben."

„Sie sind naiv!"

„Wir glauben an unseren Erfolg."

Damminger sah von dem Jungen zu Lady Carr, dann blieben seine Blicke an Cartolsos haften. Eine merkwürdige Gruppe war das, überlegte er. Sein Verstand riet ihm, sofort eine Trennung herbeizuführen. Wozu sollte er sich in Gefahr begeben und sein Leben riskieren? Diese seltsamen Menschen besaßen nicht einmal Geld, um die Söldner zu bezahlen, die sie angeworben hatten. Damminger konnte sich nicht vorstellen, daß das Geschwätz von den Schätzen in irgendeinem Palast von den harten und erfahrenen Prospektoren ernst genommen wurde. Trotzdem bestand die Gruppe schon fast aus siebzig Mitgliedern.

„Spürst du ihn?" fragte Lady Carr.

„Er ist in Ordnung", sagte das Kind. „Wir nehmen ihn."

Damminger hob abwehrend die Hände, aber der Protest, den er hervorbrachte, wirkte so unentschlossen, daß er sich sofort unterbrach.

Cartolsos reichte ihm die Hand.

„Willkommen!" sagte er.

*

In den nächsten Tagen machte Damminger eine seltsame Entdeckung. Die Vorbereitungen für den Rachefeldzug gegen den Admo-Chan wurden teilweise mit äußerster Präzision, andererseits aber mit unglaublichem Dilettantismus vorangetrieben. Cartolsos war zweifellos überlastet. Alles, was er in die Hände nahm, fand Dammingers Zustimmung. Auch Bessmann arbeitete wie ein Verrückter, aber er ließ sich bei allen Handlungen von seinem Haß leiten und brachte nicht viel zustande. Damminger merkte schnell, daß Bessmann ihn ablehnte. Und er erfuhr auch bald den Grund. Er hörte zufällig, wie Lady Carr und Bessmann sich unterhielten. Im Verlauf dieses Gesprächs bezeichnete Bessmann die Söldner als bezahlte Mörder, die sich einen Dreck aus den ideellen Absichten der Gruppe machten.

Das Mädchen war vernünftig genug, in den meisten Fällen auf den Rat des Springers zu hören. Damminger ging Bessmann aus dem Weg, denn er wollte eine Auseinandersetzung mit dem verbitterten Nomaden vermeiden. Er ahnte jedoch, daß er den Konflikt nur verzögerte. Irgendwann würde Bessmanns Haß nach einem Ventil suchen.

Auch Dammingers nächste Entdeckung war bezeichnend für die Gruppe.

Der Sprengmeister stellte fest, daß Cartolsos in Lady Carr verliebt war. Normalerweise hätte das lächerlich gewirkt. Immerhin war Lady Carr einen Kopf größer als der Überschwere. Der Springer war eineinhalb Meter groß und fast genauso breit. Mit seiner grünen Haut erinnerte er Damminger manchmal an einen riesigen Frosch. Mitglieder dieser Springergruppe konnten ohne Schwierigkeiten auf Planeten mit hoher Gravitation leben.

Trotzdem wirkten Cartolsos' Bemühungen um das Mädchen ernsthaft, fast würdevoll. Niemand wagte Witze darüber zu machen.

Damminger spürte schnell, daß er die anderen Söldner verlegen machte, wenn er das Gespräch auf die Schätze im Palast von Puyk brachte. Kein Mitglied der Gruppe schien so richtig daran zu glauben, daß jemand an diese Schätze herankommen konnte. Um so erstaunlicher war es, daß sich so viele Prospektoren zur Mitarbeit bereit erklärt hatten.

Damminger bemühte sich, so etwas wie ein Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe zu entwickeln, aber das gelang ihm nicht. Mit Cartolsos verstand er sich sehr gut. Lady Carr war zu allen gleichermaßen freundlich, so daß es Damminger schwerfiel, sich ein Urteil über seine Beziehungen zu dem Mädchen zu bilden. Er kam sich eher wie ein zurückgezogener Beobachter vor.

Den jungen Bennary sah er nicht sehr oft. Das Kind machte einen aufgeweckten und lebhaften Eindruck. Es schien genau zu wissen, worum es bei dieser Sache ging. Weder Lady Carr noch Cartolsos hatten Skrupel, den Fallensteller für ihre Zwecke einzusetzen.

Zwei Wochen, nachdem Damminger zur Gruppe gestoßen war, rief Cartolsos alle Mitglieder zusammen. Inzwischen waren fünf Männer und eine Frau dazugekommen.

„Die Vorbereitungen sind so gut wie abgeschlossen“, sagte der Überschwere zu den Versammelten. „In zwei Tagen landet ein Schiff der Galaktischen Händler auf dieser Welt. Wir werden an Bord gehen und direkt nach Birachy-Chan fliegen. Dort wird man uns absetzen. Wir dürfen von den Springern keine militärische Unterstützung erwarten. Sie werden sich hüten, unseren Kampf zu dem ihren zu machen. Auf Birachy-Chan werden wir uns zunächst einen sicheren Stützpunkt suchen, von dem aus wir operieren können. Dann beobachten wir Puyk und den Palast. In erster Linie werden wir Geduld brauchen, auch wenn das einige unter Ihnen vielleicht nicht einsehen werden.“

Damminger fragte sich, ob dieser Seitenhieb Bessmann galt. Der ehemalige Anführer der Troyma-Nomaden saß mit starrem Gesicht am Tisch neben Cartolsos.

„Lady Carr wird Ihnen jetzt Einzelheiten bekanntgeben“, fuhr der Springer fort.

Das Mädchen begann zu sprechen. Damminger merkte, daß die männlichen Mitglieder ihr hingebungsvoll zuhörten. Das bestätigte nur seine längst gehegte Meinung, daß die Prospektoren weniger an den Schätzen im Palast von Puyk als an dieser schönen Frau interessiert waren. Im Umgang mit diesen Männern verhielt die Nomadin sich so geschickt, daß jeder ein bißchen Hoffnung haben konnte, letztlich allein die Gunst des Mädchens zu gewinnen. Das war ein gefährliches Spiel, überlegte Damminger, aber schließlich wurde es von Lady Carr bewußt betrieben, so daß sie sich bestimmt über irgendwelche Folgen im klaren war.

Nach Beendigung der Versammlung tauchte der Fallensteller auf. Er nannte die Namen von zwei Männern, die er nach dieser Versammlung nur für bedingt zuverlässig hielt.

„Ich habe gespürt, daß sie sehr skeptisch sind“, erklärte der Junge. „Es wäre gefährlich, ihnen volles Vertrauen zu schenken.“

„Wir werden ihnen sagen, daß wir sie nicht mehr brauchen“, entschied Bessmann.

Die anderen waren einverstanden.

Als der Junge hinausging, folgte ihm Damminger.

„Wie kannst du so genau feststellen, was jemand denkt?“ fragte er den Fallensteller.

„Es kann sich nicht um reine Telepathie handeln, denn schließlich weißt du noch mehr über die Menschen in deiner Umgebung.“

Bennary sah zu ihm hoch.

„Ich spüre alles.“

„Hast du noch nie vom Mutantenkorps gehört? Würdest du es nicht für klüger halten, deine Fähigkeiten in den Dienst der gesamten Menschheit zu stellen?“

Der Junge zögerte mit einer Antwort.

„Ich habe schon einmal mit einem USO-Spezialisten zusammengearbeitet“, erinnerte er sich. „Der Mann hieß Kennen. Die Sache hat mir damals großen Spaß gemacht. Aber ich bin bei meinen Freunden zufrieden und möchte ihnen helfen.“

Damminger hockte sich auf einen gefällten Baum und zog den Jungen neben sich.

„Guerillakämpfe sind nichts für ein Kind. Ich habe früher oft an solchen Kämpfen teilgenommen, daher weiß ich, was ich sage. Ich würde vorschlagen, daß du dich einer Behörde stellst, die dich nach Terra überführen kann. Man wird dich nach Imperium-Alpha bringen. Die Mutanten werden sich um dich kümmern.“

„Vielleicht später“, wich der Fallensteller aus.

„Hoffentlich nicht zu spät!“ meinte der Sprengmeister.

Er fühlte große Sympathien für diesen Jungen, aber er wollte ihn zu nichts zwingen. Zwischen Bennary auf der einen und den Anführern der Gruppe auf der anderen Seite bestanden enge freundschaftliche Beziehungen. Es war nur verständlich, wenn ein elternloses Kind sich in einer solchen Gemeinschaft wohl fühlte.

„Ich bitte dich, einmal darüber nachzudenken.“ Damminger legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter.

Plötzlich sah er ein paar Beine vor sich. Als er aufblickte, stand Bessmann vor ihm. Der Nomade konnte seine Wut kaum unterdrücken.

„Ich habe gehört, wie Sie herumgestänkert haben.“

Damminger stand langsam auf. Er sagte nichts, denn er wollte den anderen nicht unnötig reizen. Da schoß Bessmanns Faust auf ihn zu. Der Schlag war im Ansatz nicht zu erkennen gewesen. Damminger hörte sein Nasenbein brechen. Er wurde umgerissen und fiel rückwärts über den Baumstamm.

„Bessmann!“ schrie der Junge.
Mit einem Satz kam Bessmann über den Baum. Das aus seiner Nase strömende Blut lief Damminger über das ganze Gesicht, so daß er kaum etwas sehen konnte.
Bevor er sich aufrichten konnte, war Bessmann schon über ihm und schlug wild auf ihn ein.
Wenige Augenblicke später tauchte Cartolsos auf und zog Bessmann zurück.
Damminger stand auf und wischte sich über das Gesicht.
Er sah den schwer atmenden Bessmann ausdruckslos an.
„Er hetzt den Jungen gegen uns auf!“ stieß Bessmann hervor.
Damminger drehte sich um und ging davon, ohne ein Wort zu sagen.

*

Wie Cartolsos vorhergesagt hatte, landete ein großes Springerschiff in der Nähe der Mine. Das war ein derart ungewöhnliches Ereignis, daß sämtliche Prospektoren ihre Arbeitsplätze in der Mine verließen, um sich das Walzenschiff anzusehen.
Ein paar Transportgleiter wurden ausgeschleust und flogen zum Stützpunkt der Söldner. Damminger wachte darüber, daß die gesamte Ausrüstung der Gruppe ordnungsgemäß verladen wurde.
Danach gingen die Mitglieder an Bord des Schiffes. Etwas enttäuscht, daß die erwarteten Geschäfte ausblieben, kehrten die Prospektoren in ihre Minen zurück.
Schon zwei Stunden, nachdem es gelandet war, startete das Walzenschiff wieder in den Weltraum.

2. Die Guerillas

Nach der Landung auf Birachy-Chan wirkten viele Söldner ernüchtert; unterschwellig machten sich Unlust und Furcht vor den möglichen Konsequenzen breit. Damminger, der schon oft an solchen Einsätzen teilgenommen hatte, erkannte diese Symptome sofort. Er wußte auch, wodurch sie ausgelöst wurden. Cartolsos hatte den Söldnern gesagt, daß sie das Schiff nach Einbruch der Nacht heimlich verlassen würden. Was immer die Prospektoren erwartet hatten: Diese Maßnahme, so berechtigt sie war, machte der unter den Mitgliedern der Gruppe herrschenden Hochstimmung schnell ein Ende.

Hier auf Birachy-Chan gerieten die Dinge schnell in das richtige Licht und schmolzen auf die reale Größe zusammen. Auch die größten Optimisten begriffen, daß man nicht einfach zum Palast marschieren und ihn in Besitz nehmen konnte. Die Söldner würden aus dem Untergrund operieren. Lange Zeit würden sie die Gejagten sein. Vielleicht würde man sie sogar nacheinander alle töten.

„Wir werden Mühe haben, die Moral wieder anzuheben“, befürchtete Cartolsos.

Damminger tröstete ihn.

„Das geht vorüber. Je schlechter es ihnen geht, desto entschlossener werden die Männer sein, eine Änderung herbeizuführen.“

Kurz vor Mitternacht hatten alle Mitglieder der Gruppe das Walzenschiff verlassen. Abseits des Raumhafens standen vier Allzweckfahrzeuge mit abgeblendeten Lichtern. Sie waren den Guerillas von den Galaktischen Händlern zur Verfügung gestellt worden.

Im Fahrerraum eines der Fahrzeuge trafen sich Lady Carr, Bessmann, Cartolsos, Damminger und der Fallensteller.

„Wir wissen jetzt, daß der Admo-Chan tatsächlich nicht mehr am Leben ist“, sagte Cartolsos. „Ein Mann namens Jattips herrscht jetzt im Palast. Er war früher der Vertraute von Nuru-Chure. Wenn die Informationen meiner Freunde stimmen, ist dieser Jattips ein viel schlimmerer Diktator, als Nuru-Chure es jemals war.“

„Wir haben keinen Grund, unsere Zielsetzung zu ändern“, sagte Bessmann verdrossen.

„Das ist richtig“, stimmte Cartolsos zu. „Aber ich werde nicht mitmachen, wenn das Leben von Unschuldigen gefährdet werden sollte. Es geht nur um die Bestrafung der Verbrecher und ihrer Hintermänner, die für das Massaker in der Wüste verantwortlich waren.“

Damminger lachte rauh.

„Das sagt sich leicht. Es werden aber früher oder später Menschen sterben, die mit dieser Sache nichts zu tun haben. Wir werden gegen die Soldaten des neuen Chans kämpfen und sie dabei auch töten müssen. Wie wollen Sie jemals feststellen, ob unter den Toten dann jene sind, die sich auch an dem Massaker beteiligt haben?“

„Er hat recht!“ sagte Lady Carr nüchtern. „Ich für meinen Teil bin bereit, dieses Risiko einzugehen. Wir werden Propaganda machen und die Soldaten des Chans zum Überlaufen aufrufen. In jedem Fall müssen wir an zwei Fronten arbeiten.“

Damminger ließ sich in den Sitz zurücksinken. Er hörte kaum noch zu, was die anderen sagten. Er wußte genau, wie alles enden würde. Der Aufstand würde sich in einem Meer von Blut auflösen. Dabei war es gleichgültig, welche Seite den Sieg davontragen würde. Sie würden alle das richtige Maß verlieren.

So war es immer.

Haß und Rachsucht würden über die Vernunft triumphieren.

Warum beteiligte er sich überhaupt an diesem Wahnsinn? fragte sich der Sprengmeister. Kam er von solcher Art Betätigung nicht mehr los?

Er starrte in die Dunkelheit.

„Ich spüre Damminger“, sagte der Fallensteller plötzlich. „Er ist schwankend geworden.“

„Richtig“, gab der Sprengmeister zu.

„Ich habe ihm nie getraut!“ rief Bessmann zornig.

„Still!“ herrschte ihn Lady Carr an. „Damminger wird sich wieder fangen.“

Wenig später sprang der Motor des Wagens an. Er rollte den Abhang neben der Straße hinab und hatte bald die offene Savanne erreicht. Die drei anderen Wagen folgten.

Ziel der Guerillas war die Wüste.

In ehemaligen Verstecken der Troyma-Nomaden sollten insgesamt drei Stützpunkte gegründet werden. Bessmann und Lady Carr, die sich in diesem Land am besten auskannten, hatten diese Dezentralisierung vorgeschlagen, um eine Entdeckung der gesamten Gruppe zu verhindern.

Puyk und der Palast schienen immer noch unendlich weit entfernt zu sein, überlegte Damminger. Er warf einen verstohlenen Blick zur Seite. Im Licht der Kontrollen sah er die Gesichter der anderen. Da war Bessmann, der sich vorgebeugt hatte und in dessen Blicken eine gewisse Gier lag. Da war Cartolsos, ruhig und überlegen, sein breites Gesicht drückte Entschlossenheit aus.

Lady Carr hatte die Augen geschlossen, aber sie schlief nicht. Der Fallensteller hatte sich in ihre Arme gekuschelt. Er erwiderte als einziger den Blick des Sprengmeisters. Damminger las Vertrauen in diesen großen Augen.

Nach einiger Zeit änderte sich das Geräusch der Räder.

Ohne die Augen zu öffnen, sagte Lady Carr: „Wir fahren jetzt auf Sand.“

Bessmann, der den Wagen steuerte, hielt an. Er öffnete die Seitentür und sprang hinaus. Im Ungewissen Licht konnte Damminger erkennen, daß der Nomade im Sand kniete. Mit den Händen schöpfte er Sand und ließ ihn durch die Finger rinnen.

Nach einer Weile kam er wieder herein.

„Das ist die Wüste, in der unser Volk lebte, bevor es vernichtet wurde“, sagte er. „Jetzt sind wir wieder da.“

*

Cartolsos und Damminger, die beide gültige Raumfahrer-ID-Plaketten besaßen, brachen drei Tage nach Ankunft der Gruppe auf Birachy-Chan nach Puyk auf, um herauszufinden, was sich während der Abwesenheit der beiden Nomaden verändert hatte. Außerdem wollten sie die Stärke der Palastbewachung auskundschaften und feststellen, wieviel Wachstationen Jattips innerhalb der Stadt besaß.

Während der Abwesenheit der beiden Männer sollten die anderen Guerillas mit dem Ausbau der Stützpunkte beginnen. Cartolsos und Damminger würden vor zwei Wochen nicht zurückkehren. Sie wollten sich mit ihren Beobachtungen viel Zeit lassen, denn nur eine genaue Kenntnis aller Gegebenheiten versprach Aussicht auf Erfolg.

„Nach der Anzahl der Raumschiffe auf dem Landefeld zu urteilen, hat Jattips den Handel mit anderen raumfahrenden Gruppen erweitert“, sagte Cartolsos zu seinem Begleiter. Sie

hatten das offene Land verlassen und bewegten sich jetzt auf der Verbindungsstraße zwischen Puyk und dem Raumhafen. „Er wird bemüht sein, den Lebensstandard der Kolonisten anzuheben, um eine gewisse Popularität zu erreichen.“

„Glauben Sie, daß man dieses Volk für andere politische Ideologien begeistern kann?“ fragte Damminger.

Darauf wußte der Überschwere keine Antwort.

„Das ganze Unternehmen ist von Anfang an zum Scheitern verurteilt“, behauptete Damminger. „Das wissen Sie genausogut wie ich. Lady Carr und ihr hitzköpfiger Begleiter wären besser beraten gewesen, wenn sie auf einer anderen Welt Arbeit angenommen hätten.“

Cartolsos seufzte. Wenn er ähnliche Ansichten wie Damminger hatte, schwieg er sich darüber aus.

Am Horizont tauchten die ersten Gebäude von Puyk auf.

„Die Stadt hat eineinhalb Millionen Einwohner“, erklärte der Springer. „Daran können Sie ermessen, wie schwer es sein wird, die Verantwortlichen für das Massaker zu finden.“

„Warum geben Sie nicht auf?“ fragte der Sprengmeister.

Cartolsos blieb stehen.

„Ich weiß, daß Sie skeptisch sind - und ich teile Ihre Bedenken.“

„Sie tun es wegen des Mädchens!“

„Ja.“

Sie setzten ihren Marsch fort. Am frühen Nachmittag trafen sie in der Stadt ein.

Der Palast stand auf einem Berg mitten in Puyk.

„Das ist ja eine regelrechte Festung!“ staunte Damminger.

Cartolsos nickte grimmig.

„Was haben Sie erwartet? In den ersten Jahren werden wir uns auf Aktionen außerhalb der Festung beschränken müssen.“

Sie begaben sich ins Zentrum der Stadt, wo die ältesten Gebäude standen.

Hier wohnten zahlreiche Menschen sogar noch in Stahlitkuppeln.

„Das ist das Gebiet der Armen“, stellte der Springer fest.

„Hier treffen sich auch all jene, die ihr Geld nicht mit ehrlicher Arbeit verdienen.“

Damminger deutete auf den Eingang einer Kneipe.

„Dort bekommen wir sicher Informationen.“

Im Eingang der Kneipe hing ein schmieriger Vorhang. Als Damminger ihn zur Seite schob, blickte er in einen niedrigen, verräucherten Schankraum. Der Geruch nach verschütteten Getränken hatte sich in allen Ritzen festgefressen. Er würde sich niemals mehr vertreiben lassen. Obwohl es draußen noch hell war, saßen an den meisten Tischen bereits Gäste. An der Theke standen Männer und Frauen in einer Doppelreihe und unterhielten sich.

Ein paar Sekunden stand der Überschwere im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, doch als er sich mit Damminger an einen Tisch gesetzt hatte, wurden die Gespräche an den Tischen und an der Theke fortgesetzt. Ein schlampig gekleideter Mann brachte ihnen etwas zu trinken.

„Essen gibt es erst später“, verkündete er mürrisch.

Damminger nickte nur und sah sich um.

„Wir müssen Kontakt aufnehmen“, sagte er.

Cartolsos' schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

„Nur langsam!“

Sie tranken und beobachteten. Die Menschen an den benachbarten Tischen unterhielten sich über belanglose Dinge. Nach einer Stunde stand Damminger auf und ging zur Theke. Er stieß wie aus Versehen gegen einen Mann, der der Wortführer einer Gruppe von sechs Männern und drei Frauen war.

Der Mann verschüttete den Inhalt seines Glases. Er starrte Damminger an.

Der Sprengmeister merkte, daß der Mann schon ziemlich betrunken war.

„Tut mir leid!“ bedauerte Damminger.

„Ich würde Sie gern zu uns an den Tisch einladen, um den Fehler wiedergutzumachen.“

Der Unbekannte überlegte. Schließlich grinste er und folgte Damminger zum Tisch. Cartolsos bestellte ein drittes Glas.

„Sie sind Raumfahrer!“ sagte der Mann. „Das sieht man. Die Raumfahrer treffen sich

drüben im JAGPUT. Es ist selten, daß sie hierherkommen."

„Ja", sagte Cartolsos bedächtig. „Wir sehen uns die Stadt an."

„Hier gibt es nicht viel zu sehen", erwiderte der Betrunkene. „Wir haben in Puyk nur ein interessantes Bauwerk, das ist der Palast. Da kommt aber niemand 'ran."

Damminger stellte sich dumm.

„Weshalb?"

Der Mann senkte die Stimme zu einem Flüstern.

„Jattips ist noch vorsichtiger als der frühere Admo-Chan. Kurz vor dem Tod Nuru-Chures sind in der Stadt und im Palast ein paar merkwürdige Dinge passiert, die bis heute nicht aufgeklärt werden konnten. Jattips hat entsprechend reagiert."

„Im Weltraum kursieren ebenfalls Gerüchte", sagte Damminger ruhig.

„Es soll einen Krieg mit den Troyma-Nomaden gegeben haben."

Der Mann grinste verschlagen.

„Krieg?" wiederholte er spöttisch. Er stand auf.

„Ich kenne jemand, der kann Ihnen genau sagen, wie das mit diesem Krieg war."

Er schwankte zur Theke und kam wenige Augenblicke später mit einem untersetzten Mann zurück.

„Das ist Mesbront! Er war bei diesem Krieg dabei."

Mesbront sah Damminger und Cartolsos mißtrauisch an. Er trug eine Jacke mit bunten Stickereien. Sein Haar war in der Mitte gescheitelt und glänzte vom Haaröl.

„Ich weiß nichts", sagte er mürrisch und wollte wieder zur Theke gehen. Sein Freund hielt ihn fest. „Setz dich zu uns, Mesbront."

Damminger bestellte ein viertes Glas. Mesbront schüttete große Mengen in sich hinein, aber er wurde nicht betrunken. Er schwieg beharrlich.

Damminger versetzte Cartolsos unter dem Tisch einen Tritt und blinzelte ihm zu. Sie bezahlten und verließen die Kneipe. Inzwischen war es draußen dunkel geworden.

„Wir warten hier draußen!" entschied Damminger.

„Auf Mesbront?"

Der Sprengmeister nickte.

„Wir versuchen, ihn in die Wüste zu verschleppen. Vielleicht gelingt es uns."

Sie überquerten die Straße und warteten in einem dunklen Torbogen.

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn wann immer Gäste aus der Kneipe kamen, war Mesbront nicht dabei.

„Wenn er so weitergetrunken hat wie bei uns am Tisch, müßte er längst an Alkoholvergiftung gestorben sein", sagte Damminger.

„Vielleicht schläft er irgendwo in den hinteren Räumen seinen Rausch aus."

Sie warteten. Spät in der Nacht wurde ihre Ausdauer belohnt. Mesbront erschien. Er kam nicht allein. Zwei Männer waren bei ihm. Die drei Kolonisten waren so betrunken, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten.

Damminger und der Springer verließen ihr Versteck und folgten den Betrunkenen in sicherem Abstand. Vor einem flachen Steingebäude blieb Mesbront stehen. Es folgte eine endlose Abschiedsszene. Endlich schwankten die beiden anderen Männer weiter. Mit wenigen Sätzen war Cartolsos bei Mesbront und schlug ihn nieder. Damminger sah sich nach allen Seiten um. Die Straße war verlassen.

„Ich werde versuchen, mit dem Kerl einen unserer Stützpunkte zu erreichen", sagte der Überschwere. „Inzwischen können Sie die Nachforschungen fortsetzen."

„Sie müssen vorsichtig sein!" warnte ihn der Sprengmeister.

„Mit Ihrer Figur fallen Sie überall auf."

Cartolsos lud sich den Bewußtlosen auf die Schulter und rannte ohne ein weiteres Wort davon.

Die Dinge waren schneller in Bewegung geraten, als Damminger geglaubt hatte. Die Entführung Mesbronts war nur ein erster Schritt. Bald würde die andere Seite zum Zug kommen. Dann erst begann der eigentliche Kampf. Damminger war müde. Er suchte sich ein einfaches Hotel und mietete sich ein. Die nächsten Tage verbrachte er mit der Untersuchung der Festung und mit dem Sammeln von Informationen.

Die Kunst, Verstecke mitten in der Wüste zu errichten, hatten die Troyma-Nomaden perfekt beherrscht.

Bessmann und Lady Carr gaben sich Mühe, die Guerillas in dieser Fähigkeit zu unterrichten.

Cartolsos wäre beinahe am Stützpunkt vorbeigelaufen, so gut war er zwischen den Dünen verborgen.

Er brachte Mesbront in eine der halb im Sand eingegrabenen Kuppeln und ließ Bessmann und das Mädchen rufen. Bessmann kam sofort, Lady Carr erschien kurz darauf in Begleitung des Jungen.

„Dieser Mann heißt Mesbront“, erklärte Cartolsos. „Es war nicht einfach, ihn aus der Stadt zu schaffen. Er weiß etwas vom Krieg gegen die Troyma-Nomaden.“

Mesbront war längst aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht.

„Ich habe einflußreiche Freunde in der Stadt!“ rief er jetzt.

„Sie werden dafür sorgen, daß man Sie alle hart bestraft.“

Lady Carr trat dicht auf ihn zu. Cartolsos hatte den Gefangenen an einen Tisch gebunden.

Plötzlich weiteten sich die Augen des Mannes.

„Sie ... Sie sind eine Troyma-Nomadin!“ stieß er hervor. Seine bisher zur Schau getragene Überheblichkeit verschwand. Angst veränderte sein Gesicht. Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er begann am ganzen Körper zu zittern.

„Ich habe nichts mit der Sache zu tun!“ beteuerte er. „Es ist alles ein Versehen.“

Lady Carr zog den Fallensteller zu sich heran. Das Kind war sehr blaß. Cartolsos sah, daß es Bennary schwerfiel, den Gefangenen anzublicken.

„Ich spüre ihn genau!“ sagte der Junge. „Er ist schlecht. Er war bei dem Massaker dabei.“

Stille senkte sich über die Kuppel. Nur das Atmen der fünf Menschen war zu hören.

Bessmann war der erste, der sich bewegte. Bevor ihn jemand daran hindern konnte, hatte er ein Vibratormesser vom Gürtel gelöst und stieß es dem Gefangenen in die Brust. Mesbront gab einen ersticken Laut von sich. Seine Augen brachen, der Kopf sank vornüber.

Cartolsos stand wie gelähmt, Lady Carr schlug die Hände vor das Gesicht.

Der Junge taumelte aus dem Zelt und brach draußen im Sand zusammen.

Bessmann zog das Messer aus der Brust des Toten und verließ wortlos die Kuppel.

*

In den Taschen des Toten fanden sie eine Liste mit achtzehn Namen.

Auf der Rückseite standen einige Notizen, die vermuten ließen, daß Mesbront Mitglied einer Bande gewesen war.

Lady Carr gab die Liste an Cartolsos.

„Wenn du in die Stadt zurückkehrst, wirst du mit diesen Adressen sicher etwas anfangen können.“

„Willst du trotz allem weitermachen?“

„Ja“, sagte sie leise. Sie standen vor der Kuppel, in der Mesbront gestorben war. Es war ein klarer Tag, leichter Wind trieb feine Staubschleier über die Dünen.

Cartolsos überblickte dieses unwirkliche Land und sah dann das Mädchen an.

„Ich werde nicht mehr mit Bessmann zusammenarbeiten.“

Sie schien von dieser Entscheidung nicht überrascht zu sein, denn sie nickte nur.

„Halte Schlappohr heraus!“ bat er sie.

Noch am selben Tag verließ er den Stützpunkt. Drei Tage, nachdem er in Puyk eingetroffen war, traf er durch einen Zufall mit Damminger zusammen. Sie setzten ihre Nachforschungen gemeinsam fort.

*

Drei Wochen nach dem Mord an Mesbront kehrten Cartolsos und Damminger endlich aus Puyk zurück. Bessmann war zu einer Inspektion der anderen Stützpunkte aufgebrochen, ein Umstand, der Cartolsos eher erleichterte als betrückte. Der Überschwere und Damminger hatten viele Informationen gesammelt und umfangreiches Material mitgebracht.

In der größten Kuppel setzten sie sich mit Lady Carr, dem Fallensteller und den führenden Guerillas zusammen.

„Es steht jetzt fest, daß der damalige Admo-Chan, Nuru-Chure, das Massaker gebilligt hat“, berichtete Damminger. „Allerdings überließ er es seinem damaligen Vertrauten, dem jetzigen Chan, die Verbindung zu drei Verbrecherbanden aufrechtzuerhalten. Jattips war der Mann, der alles in die Wege leitete. Wir haben die Namen fast aller Bandenmitglieder, die damals an dem Überfall teilnahmen. Ein paar von ihnen sind unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen. Wahrscheinlich hat man sie umgebracht. Zwischen den Banden und Jattips scheint noch heute eine Verbindung zu bestehen. Er bedient sich der Verbrecher, um unliebsame Gegner aus dem Weg schaffen zu lassen.“

„Es gibt Hinweise, daß Nuru-Chan nach dem Massaker Jattips den Befehl gab, eine Trennung zwischen den Banden und den Palastbewohnern zu erreichen“, fügte Cartolsos hinzu. „Wir sind sogar sicher, daß Nuru-Chure die Ermordung der wichtigsten Bandenmitglieder befahl. Der Tod des Admo-Chans hat Jattips die Ausführung dieses Befehls erspart.“

Damminger kannte die Adressen aller Bandenführer.

Er wußte auch, wo die Zusammenkünfte der Verbrecher stattfanden.

„Sie haben gute Arbeit geleistet“, lobte ihn Lady Carr. „Wir wissen jetzt, wo wir zuschlagen müssen. Es wird Zeit, daß wir beginnen. Ich werde auf Bessmanns Rückkehr warten. Wahrscheinlich werden wir die Stützpunkte der Banden nacheinander angreifen und zerstören.“

„Ich würde ein derartiges Vorgehen für unklug halten“, sagte Damminger gelassen.

„Und weshalb?“

„Wir sind zu schwach, um alle Verstecke der Banditen gleichzeitig angreifen zu können“, erwiderte der Sprengmeister. „Ein Anschlag auf einen Unterschlupf hätte die verstärkte Bewachung aller anderen zur Folge. Man würde nach uns suchen.“

„Das ist richtig“, stimmte die Arkonidin zu. „Was schlagen Sie vor?“

„Cartolsos und ich haben einen einfachen Plan. Alle drei Monate treffen sich die wichtigsten Bandenmitglieder mit Jattips an einem geheimen Ort. Wir kennen diesen Platz und auch den Zeitpunkt des Treffens.“

„Ich verstehe.“

„Das nächste Treffen findet in dreiundzwanzig Tagen statt“, berichtete Cartolsos. „Wir könnten mit einem Schlag alle erwischen, die für das Massaker verantwortlich sind.“

Zum erstenmal, seit er sie kannte, verlor das Mädchen ihre Selbstbeherrschung. Ihre Augen verengten sich. Sie bekam schmale Lippen. Mit kalter Stimme sagte sie: „Das wird der Tag der Rache sein.“

3. Die Rächer

Die Zusammenkunft führender Bandenmitglieder mit dem neuen Admo-Chan sollte in einer großen Reparaturwerkstatt für Fluggleiter außerhalb der Stadt stattfinden. Der Inhaber dieser Werkstatt gehörte ebenfalls zu den Verbrechern.

Für die Guerillas bestand das größte Problem darin, rechtzeitig mit ihrer gesamten Ausrüstung und allen Waffen nach Puyk zu gelangen. Damminger und Cartolsos, die die Verhältnisse in der Stadt jetzt kannten, warnten nachdrücklich davor, alle Guerillas gleichzeitig loszuschicken. Der Aufbruch mußte in zahlreichen Gruppen vonstatten gehen. Dieser Vorschlag wurde von der Nomadin und Bessmann akzeptiert. Die Mitglieder der Guerillaorganisation brachen in Vierergruppen nacheinander auf.

Sie sollten bis zum Tag der Rache in kleinen Hotels und Pensionen wohnen, wo sich niemand um sie kümmern würde. Die meisten dieser Häuser wurden ohnehin vollrobotisch verwaltet, so daß ein Kontakt mit mißtrauischen Hotelbesitzern so gut wie ausgeschlossen war.

„Jattips' Geheimpolizei hat bestimmt brutale Verhörmethoden entwickelt“, befürchtete Damminger. „Wenn nur ein Guerilla verhaftet und verhört wird, erfährt der neue Admo-Chan alles. Wir werden dann in eine Falle laufen.“

Der Sprengmeister hoffte, daß diese Warnung ausreichte, um die Guerillas zu höchster

Wachsamkeit zu veranlassen.

Die beiden Nomaden, Cartolsos, Damminger und der Fallensteller blieben als letzte in den Wüstenstützpunkten.

„Ich werde versuchen, das Mädchen zum Hierbleiben zu überreden“, sagte Cartolsos zu Damminger.

„Ich begleite Sie“, entschied Damminger, der damit beschäftigt war, ihre Waffen auf Funktionsfähigkeit zu überprüfen. „Wenn Lady Carr im Stützpunkt bleibt, geht auch der Fallensteller nicht mit in die Stadt. Ich war von Anfang an dagegen, daß das Kind sich an diesem Überfall beteiligen soll.“

Sie krochen nacheinander in eine fast völlig vom Sand vergrabene Kuppel. Schlappohr Bennary lag auf einem Bett und schlief. Lady Carr und Bessmann studierten eine Karte der Stadt Puyk.

„Sie sind alle weg!“ eröffnete Cartolsos das Gespräch. „In drei Tagen findet die Zusammenkunft statt.“

„Das bedeutet, daß auch wir bald aufbrechen müssen“, sagte das Mädchen.

„Damminger und ich haben uns überlegt, ob es nicht besser wäre, wenn du und Schlappohr im Stützpunkt warten würden, bis alles vorüber ist“, sagte der Überschwere unbeholfen. Während er sprach, sah er auf den Boden.

„Wie können Sie so etwas von ihr verlangen?“ fuhr Bessmann auf.

„Sie wartet seit fast drei Jahren auf diesen Augenblick der Rache.“

Lady Carr legte eine Hand auf Bessmanns Arm.

„Beruhige dich!“ Sie wandte sich an Cartolsos und Damminger. „Natürlich komme ich mit.“ Damminger deutete auf das Bett.

„Und das Kind?“

„Wir brauchen ihn!“ stieß Bessmann hervor. „Nur der Fallensteller kann spüren, ob alles in Ordnung ist oder ob wir in eine Falle laufen. Er wird das gesamte Gebiet spüren, bevor wir angreifen.“

„Ich bin dagegen, daß das Kind dabei ist!“ sagte der Sprengmeister heftig.

„Darüber wurde bereits entschieden!“ schrie Bessmann hitzig.

Lady Carr beantwortete einen fragenden Blick des Prospektors mit einem Nicken.

Damminger stieß eine Verwünschung aus und kroch wieder aus der Kuppel. Er ging draußen auf und ab und überlegte, ob er unter diesen Umständen noch an dem Unternehmen teilnehmen sollte. Nach einer Weile kam Cartolsos ins Freie.

„Nichts zu machen“, sagte er enttäuscht.

„Machen Sie trotzdem mit?“

„Natürlich“, sagte der Springer. „Das wissen Sie doch.“

Damminger stieß eine Verwünschung aus. Er konnte sich genau vorstellen, was in Puyk geschehen würde. Auch wenn es ihnen gelingen sollte, die Werkstatt zu überfallen, mußten sie mit Gegenwehr rechnen. Weder Jattips noch seine Freunde würden unbewaffnet zu dieser Zusammenkunft kommen. Außerdem würde in kürzester Zeit Hilfe für die Überfallenen eintreffen.

„Wollen Sie aussteigen?“ erkundigte sich Cartolsos. „Niemand könnte es Ihnen verübeln.“

„Ich mache mit“, erwiderte Damminger. „Ein erfahrener Mann muß schließlich dabeisein.“

*

Am Nachmittag jenes Tages, an dem der Überfall stattfinden sollte, brachte Damminger einen Gleiter zur Reparatur in die Werkstatt, wo die Verbrecher sich treffen wollten. Im Motorblock des Gleiters war eine Bombe versteckt, deren Sprengkraft ausreichte, um ein großes Gebäude zu zerstören. Die Reparaturwerkstatt war jedoch in vier Gebäude aufgeteilt. Neben zwei Reparaturhallen gab es ein Verwaltungsgebäude und eine Kantine mit einem öffentlichen Restaurant. Entweder würde der Gleiter in einer der beiden Hallen oder im Freien explodieren. Alles hing davon ab, wohin die Mechaniker die Maschine bringen würden. Damminger bezweifelte, daß bei der Explosion einer ihrer Gegner sterben würde, denn die Zusammenkunft würde wahrscheinlich im Verwaltungsgebäude oder im Restaurant stattfinden. Die Guerillas hofften jedoch, daß durch die Explosion alle Gebäude in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auf jeden Fall würden Jattips und seine Helfershelfer verwirrt sein.

Die Explosion sollte gleichzeitig das Signal zum Angriff für die Guerillas sein. Die einzelnen Gruppen würden sich zu diesem Zeitpunkt rings um die Werkstatt versteckt haben. Unmittelbar nach der Explosion sollten sie von allen Seiten in die Gebäude eindringen und die darin Versammelten angreifen.

Damminger ging ein Risiko ein, von dem die anderen nichts wußten. Nachdem er die Maschine unmittelbar vor Schließung der Werkstatt abgegeben hatte, betrat er das Restaurant. Er war sicher, daß mit der Reparatur seiner Maschine erst am nächsten Tag begonnen werden sollte, also brauchte er nicht zu befürchten, daß man die Bombe entdecken würde.

Damminger suchte sich einen freien Tisch und stellte seinen Teller und das Glas ab, die er einem Automaten entnommen hatte. Er aß langsam und sah sich gründlich um. Nach einer Weile stand er auf und begab sich in die Toilette. Er wartete, bis er allein war, dann versteckte er ein kleines Sprengstoffpaket neben dem Abfluß. Ohne noch einmal zu seinem Tisch zurückzukehren, verließ er das Restaurant. Als es draußen dunkel wurde, suchte Damminger das Versteck auf, wo Lady Carr, Bessmann, der Überschwere und Schlappohr Bennary schon auf ihn warteten. Die Guerillas hielten sich in der Nähe einer großen Kläranlage auf. Hier gab es viele Versteckmöglichkeiten.

„Alles in Ordnung“, sagte Damminger zu den anderen. „Eine Stunde vor Mitternacht findet das Feuerwerk statt.“

Er merkte, daß Bessmann nervös war.

„Können Sie überhaupt so lange warten?“ erkundigte er sich ironisch.

Bessmann warf ihm einen bösen Blick zu.

Die Dämmerung setzte ein. In der Nähe der Kläranlage blieb alles ruhig. Nach Anbruch der Dunkelheit stand Damminger auf.

„Ich sehe mich ein bißchen um“, verkündete er.

„Der Fallensteller kann mich begleiten. Er wird spüren, wenn etwas nicht in Ordnung ist.“

Sie brachen auf und suchten die Verstecke der einzelnen Gruppen auf. Die Guerillas hatten sich in über zwanzig Gruppen aufgeteilt, die rund um die Werkstatt auf das verabredete Signal warteten.

Die ersten Gleiter landeten auf dem freien Platz vor der Werkstatt. Im Licht ihrer Scheinwerfer sah Damminger Männer im Verwaltungsgebäude verschwinden. Er war enttäuscht, daß sie nicht in eine der Reparaturhallen oder ins Restaurant gingen.

„Sind sie das?“ wandte er sich an Bennary.

„Ich spüre sie“, erwiderte der Junge. „Die meisten von ihnen sind schlecht.“

„Hoffentlich kommt Jattips auch!“ sagte Damminger.

„Es ist besser, wenn wir jetzt umkehren“, schlug der Sprengmeister vor. „In der Dunkelheit erkennt uns niemand, und ich möchte nicht von unseren eigenen Leuten erschossen werden.“

Als sie nebeneinander durch die Dunkelheit gingen, ergriff Damminger den Jungen an einer Hand und hielt ihn fest. Bevor er etwas sagen konnte, sprach der Fallensteller.

„Ich kann Sie spüren, Damminger. Sie wollen, daß ich mich nach Puyk zurückziehe, bevor es hier losgeht.“

„Ja“, sagte Damminger überrascht.

„Ich wollte dir gerade einen entsprechenden Vorschlag machen.“

„Nein!“ sagte der Mutant.

„Du gehörst nicht zu uns, Schlappohr“, drängte Damminger. „Du könntest ein besseres Leben führen. Versuche, dich zur Erde durchzuschlagen. Wenn ich diese Sache hier überlebe, werde ich dir helfen.“

Der Fallensteller gab keine Antwort, sondern zog ihn mit sich fort.

Damminger schüttelte traurig den Kopf. Er warf einen Blick auf seine Uhr.

Zwei Stunden bis Mitternacht.

Als sie das Versteck bei der Kläranlage erreichten, landete ein schwerer Panzergleiter vor der Werkstatt. Ein Dutzend bewaffnete Soldaten sprang heraus und umkreiste die Maschine. Die Waffen hielten sie schußbereit. Der Lauf einer Impulskanone schob sich aus dem Bug des Gleiters.

Damminger nickte zufrieden.

„Da kommt Jattips!“

„Endlich!“ rief Lady Carr aus. „Ich befürchtete schon, jemand hätte ihn gewarnt und er

würde nicht zu der Zusammenkunft erscheinen."

Damminger sah einen großen Mann aus dem Gleiter klettern. Der Unbekannte war in einen IV-Schirm gehüllt. Jetzt war der Sprengmeister sicher, daß Jattips angekommen war.

Der neue Admo-Chan und seine Mörderclique ahnten nicht, daß ein Überfall auf sie geplant war.

Zum erstenmal spürte Damminger jenes prickelnde Gefühl, daß er von früheren Unternehmungen dieser Art her kannte. Die ganze Zeit über hatte er sich als Außenseiter gefühlt. Erst jetzt entdeckte er seine Zugehörigkeit zu den Guerillas.

Er ließ sich neben Bessmann am Boden nieder.

„In einer knappen Stunde gehen beide Ladungen hoch!"

„Beide?" fragte Bessmann knapp.

„In der Toilette des Restaurants befindet sich eine zweite Bombe", erklärte Damminger.

Bessmann grinste.

Damminger wälzte sich auf den Rücken und starrte in den Himmel. Manchmal vergaß er, daß er immer älter wurde. Die TOKWOTAN war sein einziger persönlicher Besitz. Er war sich darüber im klaren, daß er nicht ewig als Prospektor arbeiten oder an Revolten teilnehmen konnte. Sein ganzes Leben war er auf der Suche nach irgend etwas gewesen. Er hatte nie eine Erfüllung gefunden.

Jemand stieß ihm einen Ellenbogen in die Seite.

Es war Bessmann.

„Es wird Zeit!" raunte der ehemalige Anführer der Troyma-Nomaden.

Der Prospektor sah auf seine Uhr. Eine Stunde vor Mitternacht.

Damminger streifte seinen Ärmel zurück und legte sein Vielzweckarmbandgerät frei.

„Jetzt!" krächzte er.

Er drückte einen winzigen Schalter in eine Arretierung und drehte sich um.

Die Dunkelheit zerbarst. Zwei Blitze, die ineinander übergingen, zuckten über den Himmel. Dann erst folgte das Grollen der Explosionen.

Damminger sah, wie das Dach der einen Reparaturhalle abgehoben wurde und die Wände in sich zusammensanken. Stichflammen zuckten aus den Trümmern. Eine Wand des Restaurants war herausgedrückt worden. Dicht vor der Reparaturhalle geparkte Maschinen wurden meterweit davongeschleudert. Die Soldaten, die Jattips' Gleiter bewachten, wurden von den Beinen gerissen und weggefegt. Das Donnern schien nicht mehr aufzuhören. Trümmerbrocken regneten rings um die Werkstatt nieder.

Damminger umklammerte seinen Strahlenkarabiner und sprang auf.

Er rannte auf die Werkstatt zu. Flammen schlugen aus den zerstörten Gebäuden und drohten auf die anderen überzugreifen. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Menschen auf die Werkstatt zugerannt.

Im Eingang des Verwaltungsgebäudes erschien ein Mann. Damminger zielte, aber bevor er abdrücken konnte, wurde der Mann bereits von mehreren Strahlenschüssen getroffen und fiel zu Boden. Das Triumphgeschrei der Guerillas gellte in Dammingers Ohren.

Er rannte weiter, als wären seine Beine zwei vom übrigen Körper unabhängige Mechanismen.

Die ersten Guerillas erreichten den Eingang des Verwaltungsgebäudes. Wütendes Abwehrfeuer ließ sie zurückweichen. Ein paar Männer warfen Mikrobomben in die zerstörten Fenster. Explosionen erschütterten das Gebäude. Aus den zerborstenen Fenstern drangen jetzt Rauch und Flammen.

Die Guerillas schafften den Vorstoß ins Gebäude bereits im zweiten Anlauf.

Damminger hörte das Zischen der Strahlenwaffen.

Am Himmel flammten Scheinwerfer auf.

Ein paar Polizeigleiter tauchten auf.

Sie begannen auf alles zu feuern, was sich auf dem freien Platz bewegte.

„Zurück!" schrie Damminger verzweifelt. „Wir müssen zurück."

Seine Stimme ging im Lärm unter.

Die ersten Polizeigleiter landeten. Bewaffnete Soldaten sprangen heraus. In wenigen Augenblicken war auf dem freien Platz ein heftiger Schußwechsel entbrannt. Auch im Verwaltungsgebäude wurde geschossen.

Damminger sah einen Mann ins Freie taumeln. Er glaubte Jattips zu erkennen. Ein Guerilla tauchte hinter ihm auf und schoß ihm in den Rücken.

Damminger begann zu rennen.

Er mußte hier weg.

Das Licht eines Scheinwerfers erfaßte ihn. Er versuchte auszuweichen, doch das Licht folgte ihm unbarmherzig. Der erste Schuß traf ihn in die linke Schulter. Er wurde herumgewirbelt und wäre gestürzt, wenn ein zweiter Treffer ihn nicht wieder in eine andere Richtung getrieben hätte.

Alles um ihn herum schien plötzlich zu unvorstellbarer Größe anzuwachsen. Ein uniformierter Mann kam auf ihn zu und schoß pausenlos. Damminger bekam einen salzigen Geschmack im Mund.

Er fiel vornüber. Bevor er mit dem Gesicht den Boden berührte, war er bereits tot.

Die Soldaten rannten an ihm vorbei auf die brennenden Gebäude zu.

*

Die Rauchentwicklung war so stark, daß Cartolsos kaum etwas erkennen konnte. Am Boden lagen überall tote Bandenmitglieder und Guerillas. In den benachbarten Räumen wurde immer noch geschossen. Cartolsos verließ den Raum und gelangte in einen schmalen Korridor. Von hier aus rannte er in den rückwärtigen Teil des Verwaltungsgebäudes. Er fand eine schmale Metalltreppe, die in die untere Etage führte. Auf der oberen Stufe hockte der Fallensteller.

„Schnell, Junge!" rief der Überschwere. „Wir müssen verschwinden."

Er bekam keine Antwort. Ohne länger zu zögern, packte er das Kind und rannte mit ihm die Treppe hinab. Irgendwo im Gebäude schrie jemand mit schriller Stimme um Hilfe. Von den Haupteingängen erklangen befehlsgeübte Stimmen.

Polizei! dachte der Springer. Sie waren schnell am Ort des Überfalls gewesen.

Zu schnell!

Cartolsos entdeckte eine Tür. Ohne zu zögern, warf er sich dagegen. Sie gab unter seinem Gewicht nach. Er stolperte mit dem Kind auf den Armen ins Freie.

Hier, auf der Rückseite des Gebäudes, war noch alles ruhig.

Mit langen Sätzen rannte der Springer davon. Er erreichte die nächste Straße und überquerte sie. Auf diese Weise gelangte er an den breiten Fluß, der an der Stadt Puyk vorbeiführte. Er durchschwamm ihn und kroch völlig erschöpft in das hohe Gras am anderen Ufer.

*

Bessmann riß einem der toten Soldaten die Uniform vom Körper und warf sie Lady Carr zu.

„Zieh das an!" schrie er.

„Wenn wir nicht schnell handeln, kommen wir nicht mehr lebend hier heraus."

In den letzten Augenblicken war es merkwürdig still geworden.

Bessmann zog sich ebenfalls eine Uniform über.

„Das wird uns nicht gelingen!" sagte das Mädchen dumpf.

„Der Qualm versperrt ihnen die Sicht!" gab Bessmann zurück.

Gerade, als sie die Uniformen angelegt hatten, tauchten im Eingang zwei Gestalten auf. Es waren Polizisten.

„Hier ist alles tot!" rief Bessmann kaltblütig. „Sucht weiter oben."

„Ich werde dich tragen, damit die anderen denken, daß du verletzt bist", sagte er zu dem Mädchen. Er packte sie und trug sie hinaus. Unangefochten gelangte er bis zum Haupteingang. Dort hatte sich ein Dutzend Polizisten versammelt.

„Macht Platz!" rief Bessmann. „Ich bringe einen Verletzten."

Er konnte ungehindert passieren.

Noch konnte er keinen Fluchtversuch riskieren.

Langsam schleppte er Lady Carr an den Gleitern vorbei. Dann gelangte er aus dem

Lichtkreis der Scheinwerfer. Er stellte das Mädchen auf den Boden.

„Schnell jetzt!“ flüsterte er. „Hinüber zur Kläranlage. Von dort aus können wir den Fluß erreichen.“

Sie rannten los. Niemand folgte ihnen. Als sie die Kläranlage erreicht hatten, begannen ein paar Gleiter mit der Durchsuchung der Umgebung. Das Licht ihrer Scheinwerfer kam immer näher.

„Weiter!“ drängte Bessmann.

Er ergriff Lady Carr an der Hand und zog sie hinter sich her. Endlich erreichten sie den Fluß. Sie ließen sich ins Wasser gleiten und schwammen auf das andere Ufer zu.

„Was ist mit unseren Leuten?“ fragte Lady Carr atemlos, als sie sich in den weichen Ufersand sinken ließen.

„Sie sind alle tot!“ erwiderte Bessmann. „Ich befürchte, daß wir die einzigen Überlebenden sind. Aber wir haben die anderen alle erwischt, wahrscheinlich auch Jattips.“

Sie krochen durch das Gras am Rande des Flusses, bis sie nicht mehr konnten.

„Ich glaube, hier sind wir vorläufig sicher“, entschied Bessmann. „Wir ruhen uns aus. Aber vor Tagesanbruch müssen wir aus diesem Gebiet verschwunden sein.“

4. Die Opfer

Als Cartolsos die nähere Umgebung seines Verstecks untersuchte, hörte er plötzlich Geräusche. Jemand kam näher!

Cartolsos bewegte sich nicht. Er wartete geduldig. Er erkannte, daß es zwei Personen waren, die auf ihn zukamen. Nach einiger Zeit hörte er Stimmen.

Es waren die Stimmen von Lady Carr und Bessmann! Der Überschwere war so überrascht, daß es noch andere Überlebende gab, daß er sich zunächst nicht von der Stelle rührte.

Erst als die beiden dicht bei ihm waren, richtete er sich auf und gab sich zu erkennen.

„Cartolsos!“ stieß Bessmann ungläubig hervor. „Wie ist Ihnen die Flucht gelungen?“

Der Springer gab einen kurzen Bericht seiner Flucht. „Ich bin nicht allein. Der Junge ist bei mir.“ Er führte die beiden Nomaden zu seinem Versteck. Lady Carr begab sich zu dem Fallensteller. „Er hat einen schweren Schock“, sagte Cartolsos. „Er sagt kein Wort.“

„Schlappohr!“ rief Lady Carr. „Was haben sie mit dir gemacht?“

Plötzlich klang die Stimme des Jungen deutlich durch die Dunkelheit.

„Ich kann nicht mehr spüren“, sagte Bennary tonlos. „Das Gefühl ist weg. Ich spürte so viel sterbende Menschen, daß ich es nicht mehr aushalten konnte.“

Lady Carr schwieg betroffen.

„Überall waren nur Todesfurcht und Schmerzen“, fuhr Bennary mit sich überschlagender Stimme fort. „Ich konnte das nicht mehr alles aufnehmen. Dann wurde es noch schlimmer...“ Die Erinnerung an die Ereignisse überwältigte ihn und ließ ihn verstummen.

„Er hat seine Fähigkeiten verloren!“ stellte Bessmann fest.

„Wir sind die Schuldigen“, sagte Cartolsos. „Wir haben alles getötet, was in ihm war. Er hatte keine Chance, sich weiter zu entwickeln. Wir haben seine Seele getötet.“

„Die Konfrontation mit der brutalen Gewalt hat seine positiven Fähigkeiten absterben lassen“, fügte Lady Carr hinzu. „Wir haben ihn mißbraucht.“

„Wir alle haben das einmal durchgemacht“, sagte Cartolsos nachdenklich.

„Ich werde ihn mit zum Raumhafen nehmen und an Bord des Raumschiffs gehen.“

„Ich bleibe hier!“ sagte Bessmann entschieden.

„Ein zweites Mal verlasse ich Birachy-Chan nicht mehr.“

Ein paar Sekunden war es still.

Dann fragte Cartolsos sehr sanft: „Und du, Lady Carr?“

Es entstand eine noch längere Pause, in der jeder der drei Erwachsenen spürte, daß eine bedeutsame Entscheidung getroffen wurde.

„Ich bleibe hier“, sagte Lady Carr schließlich. „Bessmann braucht mich.“

„Nein“, sagte Cartolsos. „Du brauchst ihn!“

Er hob den Jungen hoch und setzte ihn auf seine Schultern.

Dann ging er langsam mit ihm davon...

Purpose, der Positronik-Boy (II)

Jedesmal, wenn Dr. Dr. Pantam Nurherere die Station Parapsi-Abnorm II durch die große Vorhalle betrat, hatte er den Eindruck, daß es hier kühler war als in den anderen medizinischen Stationen von Tahun. Er wußte, daß dies ein Irrtum war, der offensichtlich durch die kahlen Wände und den glatten Metallfußboden ausgelöst wurde. Sogar das Bild auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite wirkte kalt. Es zeigte die Symbole der verschiedenen medizinischen Vereinigungen innerhalb der Galaxis. Das größte und wirkungsvollste Symbol war der Äskulapstab mit der Schlange, das Zeichen, unter dem auch Nurherere arbeitete.

Die Aras, nicht nur nach Nurhereres Ansicht die besten Mediziner in der Galaxis, waren auf diesem Bild nicht vertreten, einfach deshalb, weil sie kein Symbol besaßen.

Der Arzt legte seine kleine Mappe auf das Tischchen vor der Garderobe und zog sich um. Dann begab er sich in sein Büro.

Der kleine Neger arbeitete seit acht Jahren als Gehirnochirurg und Fachmann für Parapsychologie in der Station Parapsi-Abnorm II.

Dr. Fetin-Rascha, ein schlanker Ara-Mediziner, war bereits im Büro eingetroffen. Wenn keine dringenden Fälle sie daran hinderten, erledigten die beiden Ärzte jeden Morgen zunächst einmal die Verwaltungsarbeit.

Nurherere arbeitete gern für die USO, wenn ihn auch seine Arbeit zu einem Leben abseits der menschlichen Gesellschaft zwang. Nicht einmal seine Familie wußte, welche Personen er in der von ihm geleiteten Station behandelte. Seine Frau und seine beiden Söhne lebten ebenfalls auf Tahun.

„Guten Morgen!“ begrüßte Nurherere seinen Mitarbeiter. „Haben Sie rohes Fleisch gegessen oder Klapperschlangenmilch getrunken? Oder gibt es eine andere Erklärung für Ihre Arbeitswut um diese Uhrzeit?“

Fetin-Rascha lächelte. Seine pergamentene Gesichtshaut verzog sich dabei zu unzähligen Fältchen. Das Alter des Aras war sehr schwer zu schätzen, Nurherere wußte jedoch, daß der Mann Sechsendsechzig Jahre alt war.

„Die gibt es!“ Fetin-Rascha reichte ihm den Klartext einer Funkbotschaft.

„Damit hat man mich aus dem Bett geholt.“

Der Ara schlief in der Station, während Nurherere an den meisten Tagen die Klinik abends verließ, um sich in die Wohnung seiner Familie zu begeben.

Der Chefarzt las den Text und runzelte die Stirn.

„Können Sie mir sagen, was das bedeutet?“

„Nein“, gab Fetin-Rascha unumwunden zu. „Ich halte das alles für einen Irrtum.“

„Der Text wurde in Quinto-Center aufgegeben“, stellte Nurherere fest.

„Einer von Atlans engsten Mitarbeitern hat ihn unterzeichnet.“

Er hob das Blatt vor das Gesicht und las laut: „Patient Purpose DeStaglaav. Etwa siebeneinhalb Jahre alt. Keine Diagnose. Ankunft gegen acht Uhr Standardzeit. Abholung am Raumhafen erbeten.“

„Ein Kind!“ sagte Dr. Fetin-Rascha.

Nurherere warf einen Blick auf die Uhr über der Tür. Sie zeigte gleichzeitig Tahun- und Standardzeit an.

„In drei Stunden“, sagte er. „Auf dem Raumhafen weiß man sicher mehr.“

Fetin-Rascha stand auf.

„Was haben Sie vor?“ erkundigte sich der Chefarzt.

„Einer muß sich ja um diese Sache kümmern.“

Nurherere zerknüllte die Funkbotschaft und schob sie in die Seitentasche seiner Jacke.

„Diesmal bin ich an der Reihe!“ Er nickte dem Ara zu.

„Sie leiten die erste Visite. Sagen Sie den anderen Ärzten, daß ich später kommen werde.“

„Soll ich irgend etwas vorbereiten?“

„Was?“ Nurherere zuckte mit den Schultern. „Anscheinend bringt man uns einen Patienten, von dem nur sein ungefähres Alter und sein Name bekannt sind.“

Irgendein Kind! dachte er, als er die Klinik verließ.

Sein nächster Gedanke war: Hoffentlich keine komplizierte Gehirnoperation.

Er forderte einen Spezialgleiter für Krankentransporte an und ließ sich zum Raumhafen fliegen. Im Verwaltungsgebäude erfuhr er, daß gegen acht Uhr Standardzeit ein Schneller Kreuzer der USO landen würde. Der Arzt erkundigte sich nach dem Landefeld und ließ den Krankentransporter dort abstellen. Er selbst blieb im Kontrollraum, um über Funk mit dem Kommandanten des Schiffes zu sprechen. Hoffentlich würde er dann ein bißchen mehr erfahren.

Fünfzehn Minuten vor der angekündigten Landung kam eine Funkverbindung mit dem Schnellen Kreuzer NINE CROWS zustande. Nachdem die Formalitäten erledigt waren und die Landeerlaubnis ausgesprochen war, konnte Nurherere mit dem Kommandanten des Schiffes sprechen.

„Wir haben das Kind auf Arsuk gefunden“, erklärte der Raumfahrer. „Das sagt Ihnen sicher wenig. Arsuk sollte kolonisiert werden, aber das Schiff, das die Aussiedler dorthin brachte, stürzte ab und explodierte. Es gibt nur einen Überlebenden. Das ist der Junge. Wir vermuten, daß er nach dem Absturz geboren wurde.“

Nurherere blickte ungläubig auf den Bildschirm.

„Was wissen Sie noch? Ist das Kind verletzt?“

„Nein!“

„Warum wird es dann nach Tahun gebracht? Hier liegt doch offensichtlich ein Fall für die Kolonisationsbehörde vor.“

Der Kommandant, ein Major der USO, ließ sich nicht beeindrucken.

„Ich habe den Befehl, ihn nach Tahun zu bringen. Man sagte mir, daß die zuständigen Ärzte ihn abholen würden.“

„Da liegt offensichtlich eine Verwechslung vor“, meinte Nurherere.

Auf dem Bildschirm erschien jetzt ein zweiter Mann, ein Arkonide.

Er trug eine Phantasieuniform.

„Das ist USO-Spezialist Gebal Kiorpelidis“, stellte der Major vor.

„Er war dabei, als das Kind gefunden wurde. Vielleicht kann er Ihnen mehr erzählen.“

„Fangen Sie an!“ bat Nurherere. „Jede Einzelheit kann wichtig sein.“

„Ich habe bereits eine Tonspule besprochen, die Ihnen übergeben wird“, erwiderte der Arkonide. „Viel weiß ich auch nicht. Wir fanden den Jungen allein in einer Stahllitkuppel. Er redete mit einer Positronik, die er als Mutter bezeichnete. Wir glauben, daß er verrückt ist. Auf jeden Fall spricht er nicht wie ein normaler Mensch.“

„Wie, glauben Sie, spricht er?“

„Wie ... wie ein Roboter, nur völlig verrückt.“

„Theorien?“

„Wir glauben, daß ihn seine Mutter mit Hilfe einiger Medoroboter geboren hat. Sie muß unmittelbar nach der Geburt gestorben sein. Die Roboter und die Schiffspositronik haben das Kind großgezogen.“

Nurherere gestattete sich ein ungläubiges Lächeln.

„Ist das alles?“

„Ja!“

„Und Sie glauben, was Sie mir eben erzählt haben?“

Ohne zu antworten verschwand der Arkonide vom Bildschirm.

Seine Verärgerung war offensichtlich.

Nurhereres Interesse war jedoch geweckt. Er glaubte noch immer, daß eine Verwechslung vorlag, aber wenn die Geschichte stimmte, war dieser Purpose DeStaglaav ein interessanter Fall. Wenn er nicht verletzt war, bedeutete er bestimmt kein großes Problem für die Ärzte von Parapsi-Abnorm II.

Der Chefarzt verließ das Kontrollgebäude und begab sich zum Landefeld. Wenige Minuten später sank das fünfhundert Meter durchmessende Schiff auf den Raumhafen herab. Nurherere wunderte sich, daß man kein Beiboot ausgeschleust hatte, um Purpose DeStaglaav nach Tahun zu bringen, aber das war schließlich Sache der Raumfahrer.

Dr. Dr. Nurherere stand neben dem Krankengleiter und wartete.

Die Hauptschleuse der NINE CROWS öffnete sich. Zwei Raumfahrer, die mit Flugaggregaten ausgerüstet waren, schoben eine Antigravtrage heraus. Gemeinsam mit der Trage schwebten sie zum Landefeld hinab.

Der Arzt wandte sich zum Piloten des Krankengleiters um.

„Öffnen Sie die hintere Tür.“

Falls es sich als nötig erweisen sollte, wollte Nurherere sofort mit einer Behandlung beginnen.

Die beiden Raumfahrer landeten ein paar Meter von Nurherere entfernt und schoben die Trage auf den Gleiter zu. Als sie sich auf gleicher Höhe mit Nurherere befanden, hob der Arzt einen Arm. Die Trage kam zum Stillstand. Ein dünner, blasser Junge mit roten Haaren lag auf ihr. Er schlief, aber der erfahrene Arzt sah sofort, daß es kein natürlicher Schlaf war.

„Wer hat ihn betäubt?“ fragte Nurherere ärgerlich.

„Es geschah auf Befehl des Kommandanten!“ antwortete einer der beiden Männer.

Nurherere biß sich auf die Unterlippe. Es hatte wenig Sinn, wenn er sich mit den Raumfahrern stritt. Sie führten nur Befehle aus. Nurherere trat hinter die Trage und schob sie in den Gleiter. Ohne ein weiteres Wort kletterte er hinterher und zog die Tür hinter sich zu.

„Losfliegen!“ befahl er dem Piloten.

Während der Krankengleiter startete, begann Nurherere mit einer oberflächlichen Untersuchung des Kindes. Der Puls war schwach und unregelmäßig. Auch die Atmung funktionierte nicht einwandfrei. Nurherere befestigte einige Elektroden an Armen und Beinen des Jungen, dann legte er ihm ein Sensorenband um den Kopf.

Die Konstitution des Patienten war ausgesprochen schlecht.

Die Werte, die die Meßgeräte bei den Gehirnströmungen anzeigten, irritierten den Arzt.

Nurherere gab dem kleinen Patienten eine stimulierende Injektion.

Er fragte sich, ob die gefährliche physische Verfassung des Jungen auf schlechte Versorgung oder auf psychische Einflüsse zurückzuführen war.

Purpose DeStaglaav erwachte.

Er startete zur Decke empor und schien Nurherere nicht wahrzunehmen.

„Hallo!“ rief Nurherere sanft.

Das Kind zeigte keine Reaktion, nicht einmal seine Augen bewegten sich. Nurherere testete die Pupillen. Sie reagierten normal.

„Kannst du mich hören?“ fragte der Arzt.

Er bekam keine Antwort.

„Ich weiß, daß du mich verstehen kannst“, fuhr Nurherere fort. „Ich bin Mediziner. Mein Name ist Pantam Nurherere. Ich will dir helfen, Purpose DeStaglaav.“

Das Kind ignorierte ihn. Entweder tat es das bewußt, oder es stand unter einem schweren Schock. Oder es war geistesgestört!

„Wir wollen nichts überstürzen“, sagte Nurherere mehr zu sich selbst.

„In der Klinik werden wir genügend Zeit für uns haben.“

Wenn er in sich hineinlauschte, konnte er neben der Unruhe, die er bei jedem neuen Fall spürte, ein nie gekanntes Unbehagen feststellen. Zweifellos hing das mit dem Patienten zusammen. Das Kind bereitete ihm Kopfzerbrechen.

*

Purpose DeStaglaav wurde auf eine Separatstation der Klinik gebracht und von einem Ärzteteam gründlich untersucht. Sechs Stunden nach der Einweisung des Jungen erhielt Dr. Nurherere die ersten Ergebnisse.

Er befand sich mit Dr. Fetin-Rascha in seinem Büro.

„Sehen Sie sich das an!“ forderte Nurherere seinen Kollegen auf. „Dieses Kind ist ein Phänomen. Es hat seinen Wachstumsprozeß eingestellt. Das muß in jenem Augenblick geschehen sein, als man es von Arsuk wegbrachte. Aber das ist nicht alles. Purpose ist latent parapsychisch begabt. In seinem Gehirn spielen sich unerklärliche Dinge ab. Die Werte, die wir erhalten haben, lassen Schlimmes befürchten. Wenn wir diese Entwicklung nicht aufhalten können, wird das Gehirn des Kindes früher oder später durch eine Paraimplosion absterben.“

Fetin-Rascha sah ihn aufmerksam an.

„Sie haben einen bestimmten Verdacht!“ stellte er fest.

„Ja“, gab Nurherere zu.

„Es sieht so aus, als wollte der Junge auf diese Art und Weise Selbstmord begehen.“

„Selbstmord?“ wiederholte der Ara.

„Würde das nicht bedeuten, daß er aus seiner ungewohnten Umgebung gerissen wurde und sich nicht mit den neuen Gegebenheiten abfinden kann?“

„Er hält sich für minderwertig, zumindest, für nicht menschlich“, ergänzte der Neger.

Fetin-Rascha trat ans Fenster und blickte nachdenklich in den Hof hinab.

„Das würde bedeuten, daß die Geschichte stimmt!“

„Ja“, gab Nurherere widerwillig zu. „Ich werde es herausfinden.“

„Sie haben einen Plan?“

Der Chefarzt nickte.

„Ich gebe dem Jungen das, wonach er sich offensichtlich sehnt: einen Roboter! Vielleicht bricht er dann sein Schweigen.“

Der Ara-Mediziner machte ein ablehnendes Gesicht, aber er sagte nichts. Das war kein Mangel an Selbstbewußtsein, auch keine Unterwürfigkeit. Es entsprach der Mentalität der Aras.

„Ich weiß, daß damit ein Risiko verbunden ist“, gab Nurherere zu. „Aber so, wie es im Augenblick aussieht, ist das Kind vom Tod bedroht. Es hat nur noch ein paar Tage zu leben. Wir müssen also alles versuchen.“

„Werden Sie den Roboter für diese Zusammenkunft programmieren?“

„Natürlich!“

Er verließ das Büro, um unverzüglich mit den Vorbereitungen zu beginnen. Von einer anderen Klinik kam ein Kybernetiker, um Nurherere zu beraten. Zusammen mit diesem Mann entschied der Chefarzt, einen Allzweckroboter für das Experiment zu benutzen. Die Allzweckroboter besaßen die größten Positroniken und konnten außerdem jederzeit über Funk mit der Hauptpositronik auf Tahun in Verbindung treten.

Nurherere schickte alle Ärzte aus dem Zimmer des Jungen. Er wollte das Zusammentreffen über Bildschirm und Lautsprecher verfolgen. Alle Ärzte, die abkömmlich waren, fanden sich in der Schaltzentrale der Klinik ein. Purpose oder „Purp“, wie er inzwischen genannt wurde, hatte das Interesse aller Mediziner geweckt.

Nurherere beobachtete den Bildschirm. Purp lag ruhig in seinem Bett. Er hatte die Augen geöffnet, aber seine Blicke waren ins Leere gerichtet.

Nurherere nickte dem Kybernetiker zu.

„Anfangen!“

Die Tür zum Krankenzimmer glitt auf, der Roboter schwebte hinein und nahm am Fuße des Bettes Aufstellung.

Die Augen des Kindes bewegten sich.

„Ich bin dein Roboter“, sagte der Automat. „Du kannst mir befehlen.“

Purpose hob den Kopf.

„Er zeigt Interesse!“ flüsterte einer der Ärzte.

Doch Purpose schwieg.

„Ich bin dein Roboter“, wiederholte die Maschine. „Du kannst über mich verfügen.“

„Wo bin ich?“ fragte das Kind.

Nurherere zuckte beim Klang dieser Stimme unwillkürlich zusammen. Einer der Männer im Schaltraum sprang auf. Nurherere ließ den Bildschirm nicht aus den Augen. „Auf Tahun!“ erwiderte der Roboter. „Das ist das Medo-Center der USO.“

„Ich will zurück nach Arsuk“, sagte der Junge. „Du mußt mich nach Arsuk bringen.“

Seine Stimme klang monoton.

Besaß er keine Empfindungen? fragte sich Nurherere.

Doch Purps Wunsch, nach Arsuk zurückzukehren, konnte nur bestimmten Gefühlen entspringen. Nurherere wandte sich an Fetin-Rascha.

„Setzen Sie sich sofort mit der USO in Verbindung. Und mit der Kolonisationsbehörde. Finden Sie heraus, was auf Arsuk geschehen soll.“ Der Ara sah ihn verständnislos an. „Es kann sein, daß wir ihn nach Arsuk zurückbringen müssen, um ihn zu retten“, fügte Nurherere hinzu. „Ich verstehe“, sagte Fetin-Rascha gedehnt. „Erledigen Sie es sofort!“ ordnete der Chefarzt an.

Widerstrebend ging der Ara hinaus. Er hätte gern beobachtet, was sich jetzt im Krankenzimmer von Purpose abspielte.

„Ich kann dich nicht nach Arsuk bringen“, sagte der Roboter.

„Warum nicht?“ fragte das Kind.

„Ich habe andere Befehle!“

„Du nimmst nur meine Befehle an. Ich befehle dir, mich nach Arsuk zu bringen.“

„Das ist unmöglich. Dazu gehört ein Raumschiff. Ich bekomme kein Raumschiff.“

Von diesem Augenblick an verlor Purp jedes Interesse an der Maschine. Er stellte keine Fragen mehr und erteilte auch keine Befehle. Er lag ruhig im Bett. Auf die Bemerkungen des Roboters reagierte er nicht mehr.

„Er hat genau erkannt, daß er nichts erreichen kann“, sagte einer der Ärzte.

„Deshalb hat er aufgegeben. Er tut nichts Unnötiges.“

Nurherere fragte sich, ob das Kind tatsächlich verrückt war. Er konnte nicht daran glauben. Er zweifelte nicht länger daran, daß Purpose von Robotern großgezogen worden war. Bei dieser „Erziehung“ hatte der Junge gelernt, wie ein Roboter zu „denken“. Diese Einstellung mußte auf andere Menschen unheimlich, ja unmenschlich wirken. Nurherere wußte, daß die Persönlichkeit eines Menschen in seinen ersten vier Lebensjahren geformt wurde. Wie sollten sie jemals den Knoten in der Seele dieses Kindes entwirren? Purp hatte unterschwellig mit Gegenmaßnahmen auf ihre Maßnahmen geantwortet. Sein Wachstum war empfindlich gestört, und sein Gehirn drohte abzusterben.

„Glauben Sie, daß es einen Sinn hätte, wenn wir noch andere Roboter zu ihm schicken?“ fragte der Kybernetiker.

Der Arzt verneinte.

„Das Spiel würde sich wiederholen. Sie kennen die Denkschablonen von Robotern. Mit diesem Kind ist es ähnlich. Es würde immer die gleichen Fragen stellen und die gleichen Befehle erteilen.“

Nurherere fühlte, daß sie in eine Sackgasse geraten waren.

Und das bereits bei Beginn der Behandlung! „Wir geben ihm drei Tage Pause“, entschied der Chefarzt. „Während dieser Zeit dürfen nur Roboter zu ihm. Vielleicht bessert sich dadurch sein Allgemeinbefinden.“

Seine Hoffnung sollte sich nicht bewahrheiten. Als sie Purpose DeStaglaav nach drei Tagen untersuchten, stellten sie fest, daß er noch schwächer geworden war.

„Es muß einen Schlüssel zu seiner Seele geben!“ ereiferte sich Dr. Fetin-Rascha bei einer Besprechung in Nurhereres Büro.

„Im Unterbewußtsein des Kindes muß eine Erinnerung an die Mutter existieren.“

„Sie bringen mich auf eine Idee“, sagte Nurherere. „Ich werde ihn mit der besten Mutter und Frau konfrontieren, die ich kenne.“ „Ihre Frau!“ erriet der Ara. Nurherere lächelte.

„Halten Sie mich für eitel?“ „Nein, die Idee ist gut.“

Nurherere rief zu Hause an und bat seine Frau, in die Klinik zu kommen. Sie war vorher niemals an seinem Arbeitsplatz gewesen, deshalb konnte er ihre Überraschung verstehen.

„Und die Geheimhaltung?“

„Du erhältst eine Sondervollmacht“, erklärte er. „Da es sich um einen Patienten handelt, der separat untergebracht ist, wird es nicht nötig sein, deine Erinnerung an die Vorgänge in der Klinik nach dem Besuch zu löschen.“ „Sehr tröstlich!“ sagte sie sarkastisch. „Soll ich die Kinder mitbringen?“ „Ja“, stimmte Nurherere impulsiv zu. „Das ist eine gute Idee.“

Er rief beim Hauptquartier an und schilderte seine Probleme. Nachdem er trotz anfänglicher Ablehnung hartnäckig blieb, erhielt er eine Sondervollmacht für seine Familie.

„Wir erlauben Ihnen das nur, weil Sie bisher nie Schwierigkeiten mit Ihrer Klinik hatten“, sagte der zuständige USO-Admiral. „Es ist eine Ausnahme, denken Sie daran.“

Nurherere bedankte sich. Als er das Gespräch beendete, erfuhr er von Dr. Fetin-Rascha, daß soeben zwei gleichlautende Botschaften vom USO-Hauptquartier und von der Kolonisationsbehörde eingetroffen waren. Arsuk würde besiedelt werden. Ein Schiff mit Aussiedlern an Bord war bereits vor ein paar Stunden von der Erde aus gestartet.

„Sie haben keine Zeit vergehen lassen“, sagte Nurherere grimmig. „Wegen dieses Kindes wird das Schiff nicht umkehren. Es hätte also keinen Sinn, wenn wir Purp nach Arsuk zurückschicken würden.“

„Er würde auch dort sterben“, behauptete Fetin-Rascha.

„Denken Sie daran, in welcher Verfassung er war, als man ihn fand.“

Wie für jeden engagierten Arzt war es für Dr. Dr. Nurherere eine entsetzliche Vorstellung, völlig zu scheitern. Bei diesem kleinen Patienten hatte er nicht einmal eine vernünftige Diagnose zustande gebracht.

Posipulsinkarnation bezeichneten die Ärzte die Fähigkeit des Kindes, sich mit Robotern zu beschäftigen. Das war gleichzeitig der Name für die Krankheit. Diese Bezeichnung, überlegte der kleine Afrotteraner, war schon fast das Eingeständnis einer Niederlage.

Nurherere verließ sein Büro, um seine Familie zu empfangen.

Als er eine halbe Stunde später seiner Frau gegenübertrat, machte sie einen verschüchterten Eindruck. Die Klinik war für sie eine fremde, geheimnisvolle Welt, in der ihr Mann jeden Morgen verschwand, um Dinge zu tun, von denen sie nicht viel wußte.

Die beiden Söhne Nurhereres waren wesentlich unbefangener.

Nurherere führte seine Familie in den Besucherraum für USO-Offiziere. Dort erzählte er seiner Frau und den Kindern die Geschichte von Purpose DeStaglaav. Sofort erwachte Mitleid in Denny Nurherere.

„Das arme Kind!“ sagte sie betroffen.

„Was muß es alles erlebt haben? Wir werden es zu uns nehmen!“

„Zunächst sollst du dich nur einmal mit ihm beschäftigen“, schränkte Nurherere ein. Er kam sich schäbig vor, weil der Gedanke, daß Purp ein Mitglied seiner Familie werden könnte, ihm nicht angenehm war. Noch hatte er keine Beziehung zu diesem Kind gefunden. Er wußte, daß er dann den Schlüssel zu Purps Seele haben würde, wenn er ihn verstehen gelernt hatte.

„Kann ich zu ihm?“ fragte Denny.

„Ja“, stimmte Nurherere zu. „Wir werden dich von der Schaltzentrale aus über Bildschirme beobachten und außerdem jedes Wort hören, was gesprochen wird.“

Sie sah ihn an.

„Nein“, sagte sie.

Er berührte sie am Arm.

„Versteh doch, Liebling! Wir müssen alle eventuellen Reaktionen sehen, damit wir sie beurteilen können.“

„Ich kann mich nicht ungezwungen verhalten, wenn ich weiß, daß ich beobachtet werde.“

Alles in Nurherere sträubte sich, ihrem Wunsch nachzugeben. „Ich helfe dir nur, wenn ich völlig ungestört mit ihm sprechen kann.“

„Sprechen!“ echote Nurherere. „Wir wären schon dankbar, wenn er dich ansehen und damit deine Anwesenheit registrieren würde.“

„Keine Kameras?“

Der Mediziner gab sich einen Ruck. Seine Kollegen würden ihn nicht verstehen, aber ein besonderer Fall verlangte schließlich besondere Maßnahmen.

„Ich bringe dich bis vor sein Zimmer!“ sagte er. Dann wandte er sich an die Jungen.

„Ihr wartet hier und beschäftigt euch allein. Es kann ein paar Stunden dauern.“

Vor dem Krankenzimmer des Patienten verabschiedete sich Nurherere von seiner Frau und wünschte ihr Glück. Dann begab er sich in den Schaltraum. Wortlos schaltete er alle Übertragungsanlagen aus.

Dr. Jaavon, sein Stellvertreter, sprang empört auf.

„Was soll das, Chef? Sie haben befohlen, daß wir ihn keine Sekunde aus den Augen lassen dürfen. Jetzt, da es interessant wird, schalten Sie ab.“

„Meine Frau möchte allein mit ihm sein!“

Auch andere Ärzte protestierten jetzt. Nurherere ließ sich jedoch nicht umstimmen.

„Ich habe ihr versprochen, daß ihr niemand zusehen wird.“

„Lassen Sie wenigstens die Lautsprecher eingeschaltet“, bat Dr. Jaavon.

Aber auch das lehnte der Chefarzt ab.

„Denny wird uns später sagen, was geschehen ist.“

*

Purpose DeStaglaav hatte die Decke bis zum Kinn gezogen, aber seine knöchigen Schultern

zeichneten sich deutlich darunter ab. Sein Gesicht sah eingefallen und blaß aus. Denny hatte sie auf den Anblick vorbereitet, trotzdem erschrak sie. Die Augen des Kindes waren geöffnet, die Umgebung spiegelte sich darin.

Purp zeigte keinerlei Reaktion, als sie sich über ihn beugte.

Sie zupfte an seiner Decke und strich ihm über die strähnigen Haare. Dann ließ sie sich schweigend neben dem Bett nieder.

Nach einer Weile ergriff sie eine Hand des Kindes und begann sie zu streicheln. Purp wehrte sich nicht. Als wäre er willenlos, ließ er die Liebkosung über sich ergehen.

Eine Stunde später stand Denny auf.

„Ich glaube, daß es ziemlich kühl ist“, sagte sie. „Ich werde eine Decke holen.“

Es waren die einzigen Worte, die sie an diesem Tag zu dem Patienten sagte. Als Pantam Nurherere drei Stunden später von Ungeduld geplatzt ins Krankenzimmer trat, saß sie noch immer neben dem Bett und streichelte das Kind.

Er winkte sie auf den Korridor hinaus.

„Warum meldest du dich nicht? Was habt ihr gesprochen?“

„Nichts“, antwortete sie.

Seine Augen weiteten sich.

„Willst du damit sagen, daß du die ganze Zeit über nur still dagesessen und ihn gestreichelt hast?“

Die schwarzhäutige kleine Frau nickte.

„Ich habe mich entschlossen, einige Zeit in der Klinik zu bleiben“, sagte sie.

„Das Kind braucht jemand, der sich um es kümmert.“

Nurherere überhörte den entschlossenen Unterton in ihrer Stimme nicht. Sie hatte von Purpose DeStaglaav Besitz ergriffen. Er würde seinen Kollegen mitteilen lassen, daß seine Familie ein paar Tage in der Klinik wohnen würde. Im Grunde genommen war dieser Entschluß nur Ausdruck seiner Verzweiflung. Die Seele des Jungen blieb ihm und den anderen Ärzten verschlossen. Purp wurde künstlich ernährt, aber sein ins Stocken geratener Wachstumsprozeß konnte dadurch nicht wieder angekurbelt werden.

„Vielleicht machen wir den Fehler, daß wir ihn wie ein Menschenkind behandeln“, sagte Dr. Fetin-Rascha bei einer der nächsten Besprechungen. „Das kann keinen Erfolg haben. Wir müssen zunächst einmal lernen, Purp als das zu akzeptieren, was er ist.“

„Und was ist er?“ fragte Dr. Jaavon spöttisch.

Das war die entscheidende Frage!

Ihre Bereitschaft, für den Jungen Verständnis aufzubringen, genügte einfach nicht, überlegte Nurherere. Damit wurden sie ihm nicht gerecht. Seine schlechte physische Verfassung und sein Schweigen waren nur Schutzmaßnahmen. Die Psychologen in Nurhereres Team behaupteten, daß Purps besorgniserregende psychische Veränderung schon vor seiner Entdeckung begonnen hatte.

„Wenn wir ihn nicht gefunden hätten, wäre er durch den ständigen und intensiven Kontakt mit der Positronik der FAMILY wahnsinnig geworden“, erklärte Psychologe Beggler. „Ich bin sogar der Ansicht, daß dieser Vorgang verlangsamt wurde und bald zum Stillstand kommen wird. An seine Stelle ist ein anderer Prozeß getreten. Purp befindet sich im Zustand völliger Vereinsamung. Wir können Tausende von Menschen in seine Nähe bringen und werden doch nichts ändern.“

Sie begannen den Kern des Problems einzukreisen.

„Wir müssen ihn wieder mit Robotern zusammenbringen“, schlug ein anderer Arzt vor.

„Es ist die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten.“

„Nein!“ lehnte Nurherere ab. „Purpose DeStaglaav ist ein Mensch. Er soll eines Tages wie ein Mensch unter Menschen leben, alles andere hätte keinen Sinn.“

Beratungen und Untersuchungen lösten einander ab. Nurherere hatte keine Zeit, sich ausschließlich um Purp zu kümmern, denn es gab noch andere schwierige Patienten in der Station Parapsi-Abnorm II.

Vier Tage, nachdem sie ihre Aufgabe übernommen hatte, kam Denny niedergeschlagen zu ihm.

„Ich habe das Gefühl, daß er unter meinen Händen stirbt“, sagte sie zu ihrem Mann.

„Ja“, sagte Nurherere verständnisvoll.

„Ich kenne dieses Gefühl, denn es geht mir oft genauso.“

„Seine innere Spannung scheint sich langsam zu lösen“, erklärte Denny.

„Aber er spricht kein Wort.“

„Er träumte, als wir ihn fanden“, sagte Nurherere nachdenklich.

„Nun weigert er sich, diesen Traum zu unterbrechen. Er will sich den Zustand erhalten, an den er sich gewöhnt hatte.“

Sie begaben sich in die Räume, die Denny mit den Kindern bewohnte. Jotos und Dord, die beiden Söhne Nurhereres, waren mit ihrem vorübergehenden Wohnsitz nicht einverstanden, denn viele Freiheiten, die sie bisher als selbstverständlich angesehen hatten, wurden ihnen in der Klinik verwehrt.

Jotos war zwölf und Dord acht Jahre alt. Jotos war bereits so groß wie sein Vater, in drei Jahren sollte er die Weltraumakademie besuchen. Dords Interessen waren aber künstlerischer Natur, er konnte sich stundenlang mit einer Knetmasse oder einem Bild beschäftigen.

„Wann werden wir die Klinik wieder verlassen?“ erkundigte sich Jotos. „Ich möchte endlich wieder *alle* Türen öffnen dürfen.“

„Es geht um das Schicksal eines Jungen“, antwortete der Arzt. „Dieses Kind ist fast so groß wie Dord. Eure Mutter und ich versuchen, ihm das Leben zu retten.“

„Kann ich es einmal sehen?“ fragte Dord.

Seine Mutter lächelte.

„Das wird nicht möglich sein. Purp braucht viel Ruhe, und wir ...“

„Warte!“ unterbrach Nurherere seine Frau.

„Warum eigentlich nicht? Warum sollen wir nicht die Kinder zu ihm schicken?“

Im ersten Augenblick war Denny irritiert. Nurherere ließ ihr Zeit zum Nachdenken.

„Purp versteht uns nicht“, sagte er. „Er ist völlig vereinsamt. Aber er hat bisher nur Erwachsene gesehen! Vielleicht hilft es ihm, wenn er entdeckt, daß es außer ihm noch andere kleine Männer gibt.“

Er kannte seine Frau so gut, daß er ihren Blick genau verstand. Sie hatte Angst vor einem Kontakt zwischen Purp und ihren Söhnen. Ingeheim fürchtete sie, daß Purp eher Einfluß auf Jotos und Dord gewinnen könnte als umgekehrt. Dennys Blick bedeutete aber auch, daß sie die Entscheidung ihrem Mann überließ.

„Ich werde darüber nachdenken“, versprach er ihr.

„Wir machen mit“, erklärte Jotos eifrig. „Wir sind froh, wenn hier einmal etwas passiert.“

Nurherere lächelte schmerzlich.

„Ich muß noch einmal ins Büro“, sagte er zu Denny.

„Du brauchst nicht auf mich zu warten. Es wird spät.“

Nurherere wollte allein sein. Er hatte den Wunsch, lange und intensiv über sein jüngstes Problem nachzudenken. Am späten Abend schlief er in seinem Sessel ein.

Er erwachte am nächsten Morgen, als Dr. Fetin-Rascha das Büro betrat.

„Hel!“ rief der Ara überrascht. „Haben Sie Familienkrach, oder haben Sie gearbeitet?“

Nurherere rieb sich die Augen.

Er ließ sich einen Kaffee bringen und eröffnete dem Ara, was er vorhatte.

„Ich wußte nicht, daß Sie aus unserer Klinik allmählich einen Familienbetrieb machen wollen, Chef!“ sagte der Ara spöttisch.

„Sie sind dagegen?“

„Ja“, sagte Fetin-Rascha.

„Das wiegt schwer!“ gab Nurherere zu. „Was haben Sie an meinen Plänen auszusetzen?“

„Wir dürfen Purp nicht als Versuchsobjekt betrachten. Erst haben wir Ärzte uns um ihn bemüht. Nachdem wir keinen Erfolg hatten, schickten wir einen Roboter zu Purp. Auch das mißlang. Ihre Frau erzielt keine Fortschritte, obwohl sie sich seit Tagen darum bemüht. Nun sind also die Kinder an der Reihe. Und danach?“

Nurherere kratzte sich am Hinterkopf.

„Sie haben zweifellos recht, Rascha! Aber was können wir tun?“

„Wir müssen uns geschlagen geben!“

„Was?“ stieß Nurherere entsetzt hervor.

„Was sagen Sie da? Das bedeutet doch hoffentlich nicht, daß Sie ihn aufgeben wollen?“

Das Schweigen des Aras sagte mehr als viele Worte.

„Ich will nicht, daß er stirbt“, sagte Nurherere verbissen.

„Aber *er* will es! Sehen Sie es denn nicht? Er hat durch seine latenten ESP-Kräfte sogar den

Wachstumsprozeß seines Körpers gestoppt. Er redet mit niemandem. Was das bedeutet, ist doch offensichtlich. Er will nicht mehr leben."

„Ich habe einen Eid geleistet!"

„Ich nicht!" sagte der Ara. „Ich bin lediglich angehalten, meinem Gewissen zu folgen. Das rät mir, dieses müde Kind sterben zu lassen."

„Die Kinder!" rief Nurherere. Er erkannte plötzlich, wie sehr er sich an diese mögliche Chance klammerte. „Wir werden den Versuch wagen. Ich erhoffe mir sehr viel davon. Wenn sie ihn nur zum Reden bringen, ist schon viel gewonnen. Sobald wir wissen, was er denkt, werden wir den Schlüssel zu seinem Innern finden."

„Vielleicht", meinte der Ara nachdenklich, „werden Sie einen kleinen Sieg erringen. Ich frage mich nur, ob Sie damit im Endeffekt etwas für den Jungen tun können."

*

„Wir haben uns gedacht, daß dir ziemlich langweilig ist", sagte Jotos. „Das ist mein Bruder Dord. Wir sind gekommen, um uns mit dir zu unterhalten und um mit dir zu spielen."

Er drückte die Tür hinter sich zu und blickte zum Bett, wo Purpose lag.

„He!" rief Dord. „Bist du vielleicht taub, Purp?" Sie traten an das Bett. Purpose DeStaglaav sah sie an. Seine Augen weiteten sich. Er schien erstaunt zu sein. „Wo ist euer Roboter?" fragte er plötzlich. Im Schaltraum wechselten Fetin-Rascha und Nurherere, die den Vorgang über Bildschirm miterlebten, einen schnellen Blick.

„Wir haben keinen Roboter", erklärte Jotos.

„Jedenfalls keinen, der uns allein gehören würde. Aber in der Klinik und überall auf Tahun gibt es viele Roboter." „Auch eine Positronik?"

„Natürlich", bestätigte Jotos. „Eine sehr große sogar. Es ist die Zentrale in der Nähe des Raumhafens. Über sie werden alle kleineren Positroniken gesteuert. Sie überwacht auch alle Roboter und vollrobotischen Anlagen. Aber das ist nicht alles. Diese Positronik hält auch ständig Verbindung mit Quinto-Center."

Purpose DeStaglaav hob den Kopf. Sein Gesicht rötete sich.

„Ich will zu dieser Positronik!"

„Das ist unmöglich", erwiderte Jotos. „Niemand kann die Zentrale betreten, es sei denn, er wäre ein ausgebildeter und beauftragter Wissenschaftler. Kinder lassen sie bestimmt nicht in die Zentrale."

Im Schaltraum nickte Nurherere dem Ara zu.

„Bleiben Sie hier! Ich werde mich jetzt einschalten. Ich bin sicher, daß wir eine Möglichkeit gefunden haben, an Purp heranzukommen."

Er verließ den Schaltraum und begab sich zum Krankenzimmer Purps.

„Er möchte die Positronik in der Zentrale sehen", erklärte Jotos seinem Vater.

„Ich versuche ihm klarzumachen, daß das nicht möglich ist."

„Aber es ist möglich!" sagte Nurherere. Er wandte sich an den kranken Jungen.

„Willst du zu der Positronik?"

„Ja", sagte Purpose.

Der Chefarzt wandte sich an seine beiden Söhne.

„Unterhaltet ihn inzwischen weiter. Ich werde mit dem Admiral sprechen."

*

Admiral Clanton war der eigentliche Kommandant des USO-Stützpunkts Tahun. Im allgemeinen kümmerte er sich nicht um die Arbeiten der Ärzte und Wissenschaftler. Er schaltete sich nur ein, wenn die Sicherheit des Stützpunkts bedroht war. Clanton war Atlan unmittelbar unterstellt. Er war stolz auf sein gutes Verhältnis zu den Wissenschaftlern.

Clanton war ein Mann von sechsundachtzig Jahren. Er war über zwei Meter groß, grauhaarig und korpulent. Bevor man ihn vor drei Jahren zum Kommandanten von Tahun ernannt hatte, war er Oberbefehlshaber einer USO-Flotte gewesen.

Clanton wußte, wer Dr. Nurherere war, aber er hatte niemals zuvor mit ihm gesprochen.

Jetzt blickte er nachdenklich auf den Bildschirm, wo sich das Gesicht des Arztes abzeichnete.

Nurherere hatte gerade seine Bitte vorgetragen.

„Das ist ein ungewöhnlicher Wunsch“, sagte Clanton kopfschüttelnd. „Sie wissen, daß für die positronische Zentrale besondere Sicherheitsmaßnahmen gelten. Nun wollen Sie einen Jungen dorthin bringen, ein knapp achtjähriges Kind. Wenn ich Sie richtig verstehe, versprechen Sie sich davon sogar eine therapeutische Wirkung.“

„Das wäre übertrieben“, entgegnete Nurherere. „Alles, was ich mir erhoffe, sind ein paar wichtige Erkenntnisse, auf denen ich dann eine Behandlung aufbauen könnte.“

„Sie müssen doch einsehen, daß der zu erwartende Erfolg in keinem Verhältnis zum Aufwand steht.“

„Es geht um das Leben eines Kindes.“

Clanton ließ sich in seinem Sitz zurücksinken. Wie alle Offiziere hatte er eine gründliche psychologische Ausbildung durchgemacht. Er erkannte, daß dieser Arzt verzweifelt nach einer Lösung suchte.

„Von der Zentralpositronik auf Tahun hängt das Leben einiger hunderttausend Menschen ab“, sagte er zu dem Mediziner. „Ich bin verantwortlich, daß die Positronik immer einwandfrei funktioniert.“

„Dieses Kind bedeutet in keiner Weise irgendeine Gefahr“, versicherte Nurherere.

Clanton fürchtete um die Sicherheit und kontinuierliche Arbeit der Zentrale, andererseits wollte er sein gutes Verhältnis zu den Wissenschaftlern nicht aufs Spiel setzen. Nurherere war einer der bekanntesten und einflußreichsten Ärzte auf Tahun; es war fraglich, ob er eine Ablehnung seiner Wünsche stillschweigend hinnehmen würde.

Clanton erinnerte sich genau an Atlans Worte, die dieser ihm als guten Rat mit auf den Weg gegeben hatte:

„Sie dürfen nie den Kommandanten herauskehren. Sie müssen Partner der Wissenschaftler sein. Sie sind die eigentlichen Herren auf Tahun. Ihre Aufgabe ist es, Unheil von diesen Menschen abzuwenden.“

Clanton konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Wie sollte er sich *jetzt* verhalten? Eine Rückfrage in Quinto-Center kam nicht in Frage, man hätte es im Hauptquartier der USO nicht verstanden, wenn ein Stützpunktkommandant wegen eines offensichtlich geringfügigen Problems um Rat gebeten hätte.

„Nun gut“, sagte Clanton widerstrebend. „Es ist eine Ausnahmeerlaubnis, Doc! Es darf nicht zur Regel werden. Bringen Sie das Kind in die Zentrale. Sie und zwei Kybernetiker müssen ständig bei ihm sein. Der normale Ablauf darf nicht gestört werden.“

Nurherere stimmte erleichtert zu. Clanton hatte den Eindruck, daß der Arzt überhaupt nicht mehr richtig zugehört hatte. In Gedanken war Nurherere schon wieder bei seinem Patienten.

Clanton stellte eine Verbindung zur Zentrale her und ließ sich Professor Malvin geben. Malvin war Chefkybernetiker. Manche seiner Mitarbeiter behaupteten, der Professor wäre mit der Positronik verheiratet. Malvin nahm diesen gutmütigen Spott gelassen hin. Er würde nur noch ein halbes Jahr auf Tahun bleiben und dann nach Luna gehen, um mit einigen Spitzenwissenschaftlern ein Forschungsprogramm über Nathan zu überwachen.

„Ich habe schon von diesem Kind gehört“, erklärte Malvin, als Clanton ihm von seinem Gespräch mit Nurherere berichtete.

„Die Ärzte in der Klinik nennen den Jungen bereits Positronik-Boy. Sie können sich vorstellen, daß ich mich selbst gern mit Purpose DeStaglaav beschäftigen würde, aber er soll ja so krank sein, daß dies sicher nicht möglich sein wird.“

Eigentlich hatte Clanton erwartet, daß Malvin gegen Nurhereres Plan Einwände erheben würde.

Die Wissenschaftler hielten offenbar zusammen.

„Ich möchte, daß Sie während des Experiments anwesend sind“, sagte der Admiral.

Malvin sah ihn aufmerksam an.

„Sie befürchten, daß irgend etwas passieren könnte?“

„Ja“, gestand Clanton. „Es ist sicher unsinnig, aber die positronischen Zentralen waren mir schon immer ein bißchen unheimlich. Die Idee, daß ein achtjähriger Junge in *unserer* Zentrale auftaucht, gefällt mir nicht.“ Er sah den Wissenschaftler mißtrauisch an, als erwarte er eine abfällige Geste. Doch Malvin nickte nur ernst. Clanton fuhr fort: „Ich habe mir von Dr. Nurherere sagen lassen, daß Purpose von einer Positronik großgezogen wurde und deshalb ein besonderes Verhältnis zu allen robotischen Einrichtungen hat.“

„Ich schätze Dr. Nurherere sehr“, erwiderte Malvin.

„Aber in diesem Fall scheint er doch seinen Patienten etwas überzubewerten.“

Dieses Gespräch hätte den Admiral eigentlich beruhigen sollen, aber sein Unbehagen blieb. Er würde erst wieder Ruhe finden, wenn Purpose DeStaglaav sich nach seinem Besuch in der Zentrale wieder in der Station Parapsi-Abnorm II befand.

*

Pantam Nurherere war so aufgeregt, als stünde ein bedeutendes Experiment bevor. Er mußte sich immer wieder daran erinnern, daß der bevorstehende Versuch nur einer in einer langen Reihe war. Alles, was er sich erhoffen konnte, waren ein paar Hinweise. Er wollte Rückschlüsse aus dem Verhalten Purps bei dessen Kontakt mit der Großpositronik ziehen.

Purpose DeStaglaav wurde in einen Krankengleiter gebracht. Als einziger Arzt würde Nurherere den Jungen zur Zentrale begleiten. Professor Malvin erwartete den Arzt und seinen Patienten bereits.

Seit die Aussicht bestand, daß er mit einer Positronik zusammentreffen konnte, hatte sich Purps Befinden gebessert. Er war sogar bereit, sich mit Nurherere zu unterhalten.

„Liegst du bequem?“ fragte Nurherere den Jungen.

„Ja“, sagte Purp. „Es ist sehr schön bequem hier in der Maschine.“

„Wir werden nur ein paar Stunden in der Zentrale bleiben können“, sagte Nurherere, der bei Purpose keine Euphorie wecken wollte.

„Aber ich bin sicher, daß wir mit Professor Malvin weitere Treffen vereinbaren können.“

Purp schien nicht enttäuscht zu sein. Nurherere wünschte, er hätte gewußt, was sich hinter dieser Kinderstirn abspielte. Überlegte Purp wie ein normales Kind, oder produzierte sein Gehirn nur abstrakte Gedanken? Purp kannte zweifellos menschliche Empfindungen, aber die Auslösfaktoren waren Nurherere weitgehend unbekannt. Purp reagierte nicht wie andere Menschen.

Der Gleiterpilot kreiste über einem freien Platz in der Nähe des Raumhafens. Schräg unter sich sah Nurherere das kuppelförmige Gebäude, in dem die Zentrale untergebracht war.

Wenige Augenblicke später erhielt die Maschine Landeerlaubnis. Der Pilot setzte sie auf einem vorher freigemachten Platz unmittelbar neben dem Haupteingang auf. Zwei Männer warteten vor dem Eingang. Einer von ihnen war Professor Malvin.

Nurherere erkannte, daß Clanton und auch der Professor jedes Aufsehen vermeiden wollten.

Der Chefarzt öffnete die Seitentür des Gleiters und schob die Trage hinaus.

„Warten Sie hier auf uns!“ befahl er dem Piloten.

Er kletterte aus dem Gleiter und folgte der Antigravtrage, die langsam auf den Eingang des Kuppelgebäudes zuschwebte. Malvin warf einen kurzen Blick auf Purpose DeStaglaav und begrüßte dann den Mediziner.

„Es ist alles vorbereitet“, verkündete er.

Sein Mitarbeiter übernahm jetzt die Steuerung der Trage. Die Wortkargheit des Kybernetikers überraschte Nurherere; vielleicht war Malvin mit diesem Experiment nicht einverstanden. Nurherere hoffte, daß es ihm trotzdem gelingen würde, den Professor zu weiteren Treffen dieser Art zu überreden.

Durch die Vorhalle erreichten sie einen der zahlreichen Antigravlifts. Die Hauptpositronik lag unter der Planetenoberfläche. Nurherere beobachtete Purpose. Die Wangen des Jungen waren gerötet.

„Es kann nicht mehr lange dauern“, versicherte der Mediziner seinem jungen Patienten.

Purp sah ihn an, und Nurherere glaubte so etwas wie Dankbarkeit in diesem Blick zu erkennen.

In einer der unteren Etagen schob Malvins Mitarbeiter die Trage auf den Korridor.

Malvin sah den Arzt an.

„Niemand von uns weiß genau, welches Verhältnis dieses Kind zu der Bordpositronik der FAMILY hatte.“ „Richtig“, sagte Nurherere abwartend, denn er wußte nicht, worauf Malvin hinauswollte.

„Ich habe die Vorbereitungen entsprechend Ihrem Bericht getroffen“, fuhr Malvin fort. Er kratzte sich nachdenklich am Kinn. „Ich werde zum erstenmal erleben, daß sich jemand mit einer Positronik koppelt.“

Die plötzliche Gesprächigkeit des Wissenschaftlers irritierte den Arzt.
 Eine breite Tür glitt zur Seite. Nurherere konnte in einen mit Speicherbänken gefüllten Raum blicken. Die Sauberkeit wirkte fast steril.
 „Sie haben alle Mitarbeiter weggeschickt?“
 „Ja“, bestätigte Malvin. „Nur Khamber, Sie, der Junge und ich werden anwesend sein.“
 Der breitschultrige Mann, der Khamber hieß, lächelte Nurherere höflich zu. Er sah nicht wie ein Wissenschaftler aus, eher wie ein durchtrainierter Sportler.
 Malvin trat an ein Schaltpult. Seine Hände glitten über beleuchtete Flächen.
 „Onkel Max freut sich über jeden Besuch“, erklärte er.
 „Onkel Max“, erriet Nurherere, war der Spitzname für die Zentralpositronik von Tahun.
 Khamber schob die Trage auf das Schaltpult zu.
 Purp hob den Kopf und blickte sich um.
 „Sie ist sehr schön groß“, stellte er fest.
 „Du kannst die Koppelung über die Schaltanlage vornehmen“, sagte Malvin. „Aber das brauche ich dir wohl nicht zu erklären.“
 Khamber trat zurück, als wollte er Purp Gelegenheit geben, unbeobachtet zu arbeiten. Nurherere wartete gespannt, was jetzt geschehen würde.
 Eine Zeitlang beschränkte sich der Junge darauf, die Schaltvorrichtungen anzusehen. Dann streckte er einen Arm aus. Ebenso sicher wie kurz vor ihm Malvin glitt er mit einer Hand über die beleuchteten Flächen.
 „Er erfaßt das System mit einem Blick!“ stellte Malvin fest. „Das ist unglaublich.“
 Purp beugte sich dicht über die Kontrollen. Er bewegte seine Lippen, aber Nurherere konnte nichts hören.
 Plötzlich wurde der Arzt von hinten umschlungen. Er blickte zurück und sah einen Roboter hinter sich stehen. Auch Malvin und Khamber wurden von Robotern festgehalten, die lautlos hereingekommen waren.
 „Laß mich los!“ rief Nurherere wütend. „Malvin, was hat das zu bedeuten?“
 Malvin nickte nur.
 Khamber sagte zornig: „Dafür ist Ihr junger Freund verantwortlich, Doc!“
 In Nurherere wurde der Verdacht zur Gewißheit. Kaum hatte Purpose DeStaglaav eine Verbindung mit der Positronik erreicht, hatte er ihr die Festnahme seiner drei Begleiter befohlen.
 „Er ist gut“, sagte Malvin anerkennend. „Viel besser, als ich dachte.“
 „Du mußt die Roboter zurückrufen!“ Nurherere versuchte vergeblich, sich aus den Metalltentakeln zu befreien. „Purp, du mißbrauchst das Vertrauen des Professors. Er wird uns unter diesen Umständen kein zweites Mal empfangen.“
 Der Junge schien Nurherere nicht zu hören. Er war intensiv mit der Schaltanlage beschäftigt. Nurherere sah, daß die Eingangstür zuglitt. Auch das schien eine Maßnahme Purps zu sein.
 Plötzlich begriff der Mediziner, was das alles zu bedeuten hatte.
 Sie waren Gefangene!
 Purp konnte von dieser Schaltanlage aus die gesamte Positronik beherrschen. Nicht nur das! Über die Positronik konnte das Kind alle robotischen Einrichtungen auf Tahun manipulieren. Dazu gehörten alle Kliniken, der Raumhafen, die Funkanlagen und das Versorgungssystem.
 Purp hatte Malvin, Khamber und Nurherere.
 Und er hatte Tahun!

*

Vom Fenster seines Büros aus konnte Admiral Clanton den Energieschirm sehen, der seit einer halben Stunde über der Kuppel lag. Dieses leuchtende Gebilde, das in seiner äußeren Form an eine umgestülpte Schale erinnerte, war für Clanton ein Menetekel. Die Funkverbindung zur Zentrale war unterbrochen, aber der Admiral besaß bereits das Ultimatum des Jungen.

Purpose DeStaglaav wollte ein Schiff, das ihn nach Arsuk bringen würde. Dort wollte er in der Nähe des Wracks abgesetzt werden. Zusammen mit der Bordpositronik der FAMILY und einem Vielzweckroboter.

Purp erwartete, daß seine Wünsche erfüllt wurden, andernfalls wollte er die gesamte Positronik kurzschließen.

Clanton wußte nicht genau, was damit gemeint war, aber er besaß genügend Phantasie, um für einen solchen Fall das Ende des Medo-Centers vorauszusehen.

Clanton hatte Quinto-Center noch nicht informiert. Er war der Schuldige. Diese Situation war nur entstanden, weil er sich gegenüber den Wissenschaftlern zu opportun verhalten hatte.

Clanton befand sich in einer Zwangslage. Gab er dem Ultimatum nach, würde er für den Rest seines Lebens von dem Makel behaftet sein, einem siebenjährigen Jungen unterlegen zu sein. Weigerte er sich, Purps Wünsche zu erfüllen, beschwor er das Ende Tahuns herauf.

An einen Bluff war nicht zu denken. Purp hatte zu verstehen gegeben, daß er ein paar Schaltungen vorgenommen hatte, die ihn auf lange Zeit absichern würden.

Clanton durchmaß seinen Arbeitsraum mit gleichmäßigen Schritten. Im Augenblick bot sich keine Lösung an. Mit den Wissenschaftlern, die sich in der Zentralkuppel aufhielten, konnte er nicht in Verbindung treten. Zweifellos hatte Purp dafür gesorgt, daß sie ihm nicht gefährlich werden konnten.

Die Vernichtung des Energieschirms kam nicht in Frage, denn bei einer solchen Aktion wären gleichzeitig die Kuppel zerstört und alle Wissenschaftler in ihrem Innern getötet worden.

Clanton hatte versucht, ein paar Spezialisten über die Transmitterstation in die Kuppel zu schicken, aber auch das war fehlgeschlagen. Der Junge hatte an alles gedacht und entsprechende Maßnahmen getroffen. Glücklicherweise funktionierte das Robotersystem auf Tahun nach wie vor einwandfrei. Clanton besaß keine Nachrichten von irgendwelchen Pannen. Purp hielt die gewohnte Ordnung aufrecht.

Das kranke Kind hatte dem Admiral zwei Stunden Zeit gegeben. Über eine halbe Stunde war bereits verstrichen, aber Clanton hatte noch keine Entscheidung getroffen. Er hatte auch noch mit niemandem darüber geredet, obwohl er wußte, daß es überall im Verwaltungsgebäude bereits Gerüchte gab. Jeder, der auf dieser Seite des Hauses arbeitete, konnte die Energiekuppel sehen, wenn er aus dem Fenster sah. Normalerweise sollte diese Kuppel nur eingeschaltet werden, wenn die Gefahr eines Angriffs bestand. Aber niemand hatte Alarm ausgelöst.

Bevor er seine Interkomanlage abgeschaltet hatte, war Clanton mit Fragen überfallen worden. Er hatte jedesmal geantwortet, daß es sich um eine Übung handelte, aber niemand hatte ihm geglaubt.

Wie immer man die Sache sah: Admiral Clanton, ein Mann mit einer ruhmreichen Vergangenheit, stand unmittelbar vor einer peinlichen und unglaublichen Niederlage.

*

Seit einer Stunde quälte sich Dr. Pantam Nurherere mit Selbstvorwürfen, obwohl er wußte, daß dadurch nichts geändert werden konnte. Ein paarmal hatte er sich aus den Armen des Roboters zu befreien versucht, aber es war ihm nicht gelungen. Die Maschine reagierte auch nicht auf seine Befehle.

Malvin ertrug sein Schicksal mit erstaunlicher Ruhe, während Khambler alle Mediziner, insbesondere aber den anwesenden Chefarzt, verwünschte.

Purp hatte die drei Männer von seinem Vorhaben unterrichtet und sich dann wieder an die Positronik gewandt. Er reagierte weder auf Fragen noch auf Bitten. Auch Drohungen ließen ihn ungerührt.

„Ich hoffe“, bemerkte Malvin spöttisch, „daß Sie trotz allem diagnostizieren konnten, Doc.“

Nurherere stieg das Blut in den Kopf.

„Ich bin kein Robotiker, sonst hätte ich vielleicht einen solchen Zwischenfall vorhersehen können.“

„Der Junge imponiert mir“, erklärte Malvin. „Ich habe über seinen Plan nachgedacht. Er ist fehlerlos. Clanton sitzt in der Klemme. Ich kann mir bildlich vorstellen, wie unser guter Stützpunktkommandant in diesem Augenblick grübelt.“

„Wie wird er sich entscheiden?“ fragte Nurherere.

Malvin lächelte.

„Wahrscheinlich wird er es auf eine Kraftprobe ankommen lassen. Clanton ist kein Mann,

der so leicht aufgibt. Er hofft, daß er den Jungen bluffen kann. Vielleicht nimmt er sogar an, daß Purp seine Drohung nicht verwirklichen wird."

„Das ist ein Trugschluß!" stieß Nurherere hervor. „Purp denkt und handelt wie ein Roboter. Er wird *alle* Teile seines Planes verwirklichen, was immer Clanton entscheidet."

„Das wissen Sie und ich!" sagte Malvin. „Aber weiß es auch Clanton?"

Nurherere stöhnte.

Er beobachtete Purpose. Der Junge hockte auf seiner Trage und hatte den Oberkörper über die Kontrollen gebeugt. Was ging in ihm vor? War er jetzt wieder gesund und zufrieden?

Man hätte ihn niemals von Arsuk wegbringen dürfen, überlegte Nurherere. Aber Purp wäre auf dieser Welt wahnsinnig geworden und gestorben.

Nurherere wollte sich nicht damit abfinden, daß es Probleme gab, die sich nicht lösen ließen.

„Purp!" rief er dem Kind zu. „Du weißt, daß ich dir helfen will. Auch Malvin und Khamber sind deine Freunde. Warum gibst du nicht auf? Laß uns vernünftig über deine Wünsche reden. Ich bin sicher, daß wir einen Kompromiß erzielen können."

„Sie reden gegen eine Wand", sagte Malvin. „Er hört Sie überhaupt nicht."

„Das merke ich auch", sagte Nurherere verzweifelt.

Seine Gedanken kehrten immer häufiger zu Clanton zurück. Der Admiral wurde jetzt zur Schlüsselfigur. Von Clantons Weitsicht hing es ab, ob es auch in Zukunft ein Medo-Center Tahun geben würde. Malvin schien in diese Weitsicht kein allzu großes Vertrauen zu setzen.

*

Clanton saß hinter seinem Schreibtisch und gab sich große Mühe, seine Unruhe zu verbergen. Sein Besucher war Farden Neebdan, ein akonischer Robotiker. Es war dem Admiral unangenehm, die Hilfe dieses Mannes in Anspruch zu nehmen, aber er war der einzige Spezialist für Robotik, der sich in diesem Augenblick *außerhalb* der Kuppel aufhielt. Neebdan war einer von Malvins Mitarbeitern. Der Akone machte einen arroganten Eindruck auf den Admiral, sein blasses Gesicht mit den dunklen Augen wirkte unbewegt.

Clanton starrte ihn an.

„Sie kennen jetzt die Geschichte, Neebdan. Was halten Sie von dieser Sache?"

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich ein Fachmann wie der Professor von einem Kind überrumpeln läßt."

Clanton deutete in Richtung des Fensters.

„Werfen Sie einen Blick hinaus. Der Energieschirm über der Zentrale wird Ihre Vorstellungskraft verstärken."

„Ich habe ihn schon gesehen", versetzte Neebdan lakonisch.

„Was können wir tun?" Clantons Selbstbeherrschung zerbröckelte.

„Sie wissen doch selbst, daß wir unter diesen Umständen nicht an ihn herankommen."

Clanton hieb mit einer Faust auf den Tisch.

„Ich werde dieses Ultimatum ablehnen. Ich gehe nicht darauf ein."

Der Akone sah ihn nur an. Er sagte nichts. Das machte Clanton noch wütender.

„Niemand kann mir etwas vormachen. Dieser Purpose ist noch ein Kind. Er wird Tahun niemals lahmlegen können. Das ist ja lächerlich."

Farden Neebdan erhob sich.

„Wie ich sehe, haben Sie Ihre Entscheidung bereits getroffen."

Clanton fuhr auf.

„Gehen Sie nicht, Neebdan. Ich will, daß Sie hier sind, wenn Purpose sich in einer Stunde wieder meldet."

Vielleicht entdecken Sie irgend etwas, was uns weiterhelfen kann, eine Kleinigkeit."

Er ließ sich im Sessel zurückfallen und holte tief Atem.

„Ein Kind!" brachte er schließlich noch hervor. „Ein Kind!"

„Wenn alles stimmt, was man von diesem DeStaglaav erzählt, dürfen Sie ihn nicht nach seinem Alter beurteilen", meinte Neebdan.

„Was heißt das?"

„Purp wird weniger wie ein Kind, sondern wie ein Roboter handeln. Weder Sie noch ich

wissen, ob er mehr Kind oder mehr Positronik ist. Er ist also unberechenbar."

„Ja", sagte Clanton brummig. „Das ist alles sehr klug, aber es hilft mir nicht weiter."

Mit diesen Worten, das fühlte er genau, hatte er sich Neebdan endgültig zum Gegner gemacht. Aber das war sicher gleichgültig. Von Neebdan hatte er keine Hilfe zu erwarten. Er war für die weitere Entwicklung allein verantwortlich. Schon aus diesem Grund würde ihm niemand helfen. Kein Mensch konnte vorausahnen, wie diese Sache ausgehen würde.

Er sah Neebdan an.

„Verschwinden Sie!" sagte er. „Ich kann Sie nicht mehr brauchen."

„Ja", sagte der Akone, „das dachte ich mir."

Er stand auf und verließ das Büro. Clanton wurde das Gefühl nicht los, einen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben. Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Der Energieschirm über der Kuppel stand unverändert.

„Nicht mit mir!" sagte Clanton trotzig. „Mich kann niemand einschüchtern."

Er verließ sein Büro und begab sich in den Funkraum. Dort ließ er eine Verbindung nach Quinto-Center herstellen. Er erfuhr, daß Atlan auf der Erde weilte.

Clanton brach das Gespräch sofort ab. Sein nächstes Gespräch führte er mit einem Beamten der Großadministration auf Terra.

Atlan, so erfuhr er, nahm an einer Expedition teil, die im Pazifik nach versunkenen Städten suchte. Es würde zwei oder drei Stunden dauern, den Arkoniden zu erreichen. Clanton verzichtete.

Das Gefühl, von allen allein gelassen worden zu sein, machte den Admiral trotzig.

Er zog sich in sein Büro zurück und wartete.

In spätestens einer halben Stunde würde Purpose DeStaglaav sich wieder melden.

Dann war das Ultimatum abgelaufen.

*

Nurherere hatte das Gefühl, daß die Zeit immer schneller verging. Er wunderte sich über Malvins Ruhe. Der Professor mußte doch besser als jeder andere wissen, daß ein Zusammenbruch der Positronik das Ende des Stützpunktes Tahun bedeuten würde. Das gesamte Leben auf Tahun hing von der Hauptpositronik ab.

Die Patienten in allen Kliniken waren in Gefahr. Die Versorgung würde zusammenbrechen. Man würde alle Kranken von Tahun evakuieren müssen.

Der Arzt wandte sich noch einmal an den Jungen.

„Purp, überlege dir noch einmal, was du tust! Es besteht die Gefahr, daß du zum Mörder wirst."

„Hören Sie doch auf damit!" sagte Malvin.

„Er kann mit unseren Moralbegriffen nichts anfangen. Für ihn wäre das kein Mord."

„Warum wollen Sie nicht wenigstens versuchen, ihn umzustimmen?" fragte Nurherere.

Malvin lächelte.

Nurherere kümmerte sich nicht länger um den Kybernetiker, sondern sprach weiter auf Purpose ein.

„Es gibt bestimmt noch eine andere Lösung, Purp!" Nurherere wußte, daß ihm nur noch ein paar Minuten Zeit blieben. „Ich will dir helfen, mein Junge. Jotos und Dord werden sich um dich kümmern. Du wirst die Klinik verlassen und in mein Haus ziehen. Bitte, du mußt nachdenken, bevor du einen verhängnisvollen Fehler begehst."

Endlich sah der Junge auf.

„Sie haben sich sehr angestrengt", sagte er. „Aber ich muß nach Arsuk. Auf Arsuk hatte ich fast alles erreicht. Ich konnte die Positronik genau verstehen."

Der Chefarzt blickte auf die Uhr. Vielleicht konnte er Zeit gewinnen oder den Jungen ablenken. Auf keinen Fall durfte er ruhig abwarten, bis Purp das Chaos auslöste. Es war ihm ein Rätsel, wie Malvin das alles hinnehmen konnte.

„Du bist ein Mensch", sagte er eindringlich. „Du hast längst erkannt, daß deine Eltern keine seelenlosen Maschinen waren."

„Schweigen Sie!" schrie der Junge.

Nurherere sah ihn bestürzt an.

„Wollen Sie ihn fertigmachen?" fragte Malvin voller Abscheu. „Ist es das, was Sie wollen?"

Den medizinischen Erfolg um jeden Preis! Purp ist ein Kind mit besonderen Vorstellungen. Sie können diese Vorstellungen nicht mit einem Schlag vernichten. Das muß behutsam geschehen. Doch dazu ist jetzt keine Zeit."

„Ich wollte ihm nicht weh tun", versicherte der Gehirnchirurg betroffen.

Schweigen trat ein. Nurherere blickte abermals auf die Uhr. Die Zeiger schienen zu rasen.

Noch acht Minuten, dann war das Ultimatum abgelaufen.

*

Fünf Minuten vor Ablauf des Ultimatums erlosch plötzlich der Energieschirm über der Kuppel. Admiral Clanton, der am Fenster stand und auf den zweiten Anruf des Kindes wartete, beobachtete es mit Erstaunen. Er konnte sich diesen Vorgang nicht erklären, aber er ahnte, daß eine Entscheidung gefallen war.

Hastig begab er sich in den Funkraum. Er bekam sofort Kontakt mit der Zentrale, doch die Wissenschaftler in den einzelnen Abteilungen wußten auch nicht genau, was geschehen war.

Endlich erschien Malvins Gesicht auf dem Bildschirm.

„Malvin!" stieß Clanton hervor.

„Wo, zum Teufel, haben Sie gesteckt? Wo ist der Junge? Was ist überhaupt geschehen?"

„Welche Frage soll ich zuerst beantworten?" erkundigte sich der Robotiker spöttisch.

„Quälen Sie mich nicht!" rief Clanton. „Ich bin in meinem verdammten Büro fast gestorben." Er sah den anderen mit neuer Unruhe an.

„Das Ultimatum wird doch hoffentlich nicht erneuert?"

„Natürlich nicht!"

„Wie haben Sie das geschafft?" Clanton, der sich geschworen hatte, alle Wissenschaftler in Zukunft zu mißachten, entdeckte in diesem Augenblick, daß er dankbar war und Malvin bewunderte.

„Ich kannte Purps Geschichte", erwiderte der Robotiker. „Trotzdem wußte ich nicht genau, wie er sich in der Zentrale verhalten würde. Ich war jedoch vorsichtig. Ich programmierte die Positronik so, daß sie die Befehle des Jungen nicht länger als zwei Stunden annehmen durfte. Fünf Minuten, nachdem er die ersten Befehle gegeben hatte, stellte er Ihnen das Ultimatum."

„Wieso hat er es nicht gemerkt?" fragte Clanton verblüfft.

„Die Positronik handelt nach den Robotgesetzen. Es war mir völlig klar, daß die Befehle des Jungen in jedem Fall Menschenleben gefährden würden. Aber auch die Sicherheit der Positronik war nicht mehr wichtig. Ich dagegen verstieß gegen kein einziges Gesetz. Logischerweise mußte die Positronik meine Befehle geheimhalten, um herauszufinden, ob der Junge sie wirklich dazu bringen wollte, gegen die Robotgesetze zu verstoßen."

„Gut gemacht!" lobte Clanton.

„Nein, Admiral!" wehrte Malvin ab. „Ich habe mich äußerst dumm verhalten. Stellen Sie sich einmal vor, was geschehen wäre, wenn Purp nur ein einstündiges Ultimatum gestellt hätte?"

Clanton starrte immer noch auf den Bildschirm, als Malvin schon längst gegangen war.

*

Die Heimkehr war für Nurherere und Purpose gleichermaßen schlimm. Denny und die Söhne versuchten Nurherere zu trösten, aber sie konnten ihn nicht von dem Bewußtsein befreien, einen schweren Fehler begangen zu haben.

Purpose DeStaglaav wurde in eine Energiegruft innerhalb der Klinik gebracht und in Tiefschlaf versetzt. Auf diese Weise konnte man ihn wenigstens am Leben erhalten. Nurherere beschloß, ihn in regelmäßigen Abständen zu wecken und neue Behandlungsmethoden zu versuchen. Der Junge durfte nicht aufgegeben werden. Nurherere wußte, daß sein Schicksal und das des Kindes unzertrennbar miteinander verbunden waren. Purp war fast so etwas wie ein eigener Sohn.

Jotos und Dord versprachen, jedesmal vorbeizukommen, wenn Purp wach war. Vielleicht konnte der Positronik-Boy, wie er jetzt von allen genannt wurde, durch den Kontakt mit den Kindern geheilt werden. Ein Kind wie alle anderen hatte Purp niemals sein können.

Vielleicht, überlegte Nurherere, konnte Purp eines Tages wenigstens ein richtiger Mensch sein.

Nurherere richtete die Energiegruft persönlich ein. Er wußte, daß er oft in die unteren Räume von Parapsi-Abnorm II kommen würde, um nach dem Jungen zu sehen.

Über dem Eingang zur Gruft ließ der Arzt einen Spruch von Ludwig Börne anbringen:

MAN VERSTEHT DIE KINDER NICHT,
IST MAN NICHT SELBST KINDLICHEN HERZENS;
MAN WEISS SIE NICHT ZU BEHANDELN,
WENN MAN SIE NICHT LIEBT,
UND MAN LIEBT SIE NICHT,
WENN MAN NICHT LIEBENSWÜRDIG IST.

ENDE